CARL FRIEDRICH KRETSCHMANN (DER BARDE RHINGULPH).: EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES...

Hermann Friedrich Knothe

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

863
K92
K72

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA
L225

Carl Friedrich Kretschmann,

(der Barde Rhingulph).

Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens.

Von

Dr. Hermann Friedrich Knothe.

Zittau,

W. Pahl'sche Buchhandlung (A. Huch).

1858.

Digitized by Google

CALIFORNIA

863
K92
K72

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Carl Friedrich Kretschmann.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens.

Vielleicht wird es Manchem als ein müßiges Unternehmen erscheinen, das Andenken an einen Dichter zu erneuern, über den, so gefeiert eine Zeit lang sein Name in weiten Kreisen war, die neuere Kritik fast gänzlich den Stab gebrochen hat. Aber abgesehen davon, daß derselbe der Stadt Zittau durch Geburt und eine vieljährige amtliche Wirksamkeit angehört und daher einiges Anrecht auf das Interesse von dessen Bewohnern haben dürfte, so erscheinen auch die über seine dichterischen Leistungen gefällten Urtheile vielfach als zu hart und unbillig. Sollte es daher der gegenwärtigen Darstellung seines Lebens und seines dichterischen Schaffens auch nur gelingen, ein milderes und anerkennenderes Urtheil über ihn festzustellen, so würden wir schon hierdurch glauben, eine Art compatriotischer Pflicht erfüllt zu haben. Da aber der Name des „Barden Rhingulph" auf das Innigste in die bardischen Bestrebungen jener ganzen Zeit verflochten ist, so konnte diese Darstellung auch nicht gegeben werden ohne eine kurze Geschichte des Bardenwesens überhaupt.

Carl Friedrich Kretschmann wurde den 4. Dec. 1738 zu Zittau geboren. Sein Vater, Joh. Gottfr. K., war Oberamtsadvokat daselbst und hatte sich 1737 in zweiter Ehe mit Christ. Eleonore Hennig, der Tochter des verstorbenen Dr. med. Hennig, verheirathet, die ihm als erstes Kind Carl Friedrich gebar. Der Advokat K. war nicht nur ein tüchtiger Sachwalter, sondern auch ein Mann von vielseitiger Bildung. Seine 4—5000 Bände starke Bibliothek, die er nebst einem großen Theil seines Vermögens bei dem Bombardement Zittaus durch die Oestreicher (23. Juli 1757) verlor, enthielt Werke aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Uebrigens war er „ein treuer Eheherr, liebreicher und sorgfältiger Vater", wie ihn der bei seinem Begräbniß gedruckte Lebenslauf [1]) schildert, und eifrig besorgt, „daß seine Söhne nicht nur zu nützlichen, sondern auch zu gelehrten Wissenschaften möchten angeführet werden." Und in der That hat er die drei Söhne [2]), die nebst einer Tochter ihn von eilf Kindern überlebten, zu tüchtigen Juristen und allseitig gebildeten Männern erzogen. Er starb den 19. Jan. 1760 in einem Alter von 65 Jahren.

Frühzeitig kam der junge K. auf das Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon 1748 findet sich sein Name auf den Theaterzeddeln, welche zur Ankündigung der alljährlich von den sämtlichen Schülern der Anstalt aufgeführten Schulcomödien ausgegeben zu werden pflegten. Und zwar erscheint der zehnjährige Knabe zunächst als Darsteller kleiner Damenrollen, z. B. einer Kaufmannstochter, eines Staatsfräuleins, eines Bauermädchens. Das hiesige Gymnasium,

1. Bey denen christl. Leichenceremonien Tit. deb. Hrn. J. G. K.'s etc. von Bucher. Zitt. 1760. fol.
2. Sein ältester Sohn aus erster Ehe, Dr. jur. Joh. Gfr. K. starb 1798 als Bürgermeister von Zittau. Der älteste Sohn zweiter Ehe war der Dichter Carl Friedr. K. Dessen jüngerer Bruder, Christ. Gottfr. K. starb 1814 als Oberhofgerichtsaktuar zu Leipzig.

Digitized by Google

welches unter der Leitung des berühmten Rektors Christian Weise und seines Schülers und Nachfolgers Gottfried Hoffmann, sich selbst im fernen Ausland allgemeinen Ruf erworben hatte, stand auch unter dem Rektor M. Benj. Gottl. Gerlach noch in voller Blüthe. Derselbe war ein eben so gelehrter Philolog, wie ein christlich frommer Mann. Seinen Primanern gab er noch außer den eigentlichen Schulstunden in einer „deutschen Gesellschaft" und einem „Disputatorium" Gelegenheit, sich in mündlichem und schriftlichem Ausdruck sowohl des Lateinischen, als der Muttersprache zu üben. Auch das Französische wurde damals bereits auf dem Zittauer Gymnasium betrieben.

Aber auch das damalige wissenschaftliche Leben in seiner Vaterstadt überhaupt dürfte auf den jungen K. vielfach anregend und bildend eingewirkt haben. Die Sechsstadt Zittau, damals mit Recht „die Reiche" zubenannt, stand eben in der höchsten Blüthe materiellen Reichthums, den der Besitz ausgedehnter Aecker und Waldungen, sowie volkreicher unterthäniger Dörfer der Commun sicherte, und erfreute sich einer fast reichsstädtischen Freiheit der innern Verwaltung. Eine zahlreiche Kaufmannschaft war durch den gewinnreichen Leinwandhandel schnell zu solidem Wohlstand gelangt und trug denselben durch Heirathen vielfach auch auf die Familien der Gelehrten über. Die Herren des Raths, ebenso wie die Geistlichkeit, die sich fast alle im Genusse einträglicher Stellen befanden, hatten sich meist den regen Sinn für Gelehrtenthum und Wissenschaftlichkeit erhalten; ja sie fanden, damals noch nicht mit Amtsgeschäften überhäuft, leicht Muße genug, theils sich selbst literarisch thätig zu erweisen, theils wenigstens mit Interesse der Literatur der Gegenwart zu folgen. Niemals hat es zu Zittau so viele und so reichhaltige Privatbibliotheken gegeben, als zu jener Zeit. May in seiner Schrift „Zittau im Literar-Verhältniß der Vorzeit und Gegenwart" (Zitt. Lpz. 1805. 4.) zählt neben einer Unzahl kleinerer, nicht weniger als zwölf größere Bibliotheken von 2—7000 Bänden auf, welche damals den Stolz der hiesigen Gelehrten ausmachten, um kurze Zeit darauf bei der Einäscherung der Stadt sämtlich ein Raub der Flammen zu werden. Die wissenschaftlichen Bedürfnisse der hiesigen Gelehrten unterstützte aber auch eine besonders an großen und seltenen Sammelwerken reiche Rathsbibliothek, welche schon 1742 an 7000 Bände zählte, und auf deren Vermehrung der Rath eifrig bedacht war. Nicht leicht kam die Bibliothek eines berühmten Gelehrten im In- oder Auslande zur öffentlichen Versteigerung, ohne daß auch für die Zittauer Rathsbibliothek Einkäufe oft im Betrage von 2—400 Thalern gemacht worden wären. Ja als einst die berühmten Thesauren von Gronov und Gräve in 25 Foliobänden zu dem verhältnißmäßig billigen Preis von 200 Thalern in Leipzig zu verkaufen waren, so machte es sich eine Anzahl hiesiger Kaufleute zum Vergnügen, diese Summe unter sich aufzubringen und der Bibliothek die kostbaren Werke zu verehren.[1]) Dafür wurde dieselbe aber auch sehr fleißig von den Zittauer Bürgern aller Stände benutzt.

Es herrschte damals unter fast sämtlichen Gelehrten der Stadt eine außerordentliche wissenschaftliche Strebsamkeit. Dem gelehrten Associationsgeist der Zeit folgend, und nach dem Vorgange der beiden Schwesterstädte Görlitz und Lauban hatte sich auch in Zittau eine „Gelehrten-Gesellschaft" begründet, welche die wissenschaftlichen Elemente der Stadt und Umgegend zu eigner Fortbildung, aber auch zu gemeinsamer Förderung der Wissenschaft in sich vereinigen wollte. Namentlich war es der gelehrte, vielgereiste und für die Wissenschaft in all ihren Zweigen begeisterte Primarius U. G. Hausdorf, der, vereint mit dem jungen Arzte Dr. J. K. Hefster, den kühnen Plan faßte, in Zittau eine „societas litterarum" zu stiften, welche, in einzelne Sektionen getheilt, durch Ansammlung einer reichhaltigen, wohlgeordneten Bibliothek und durch Anlegung der umfassendsten Collektaneen, sowie durch eine ausgedehnte Correspondenz mit allen

1. Kneschke, Geschichte und Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek in Zittau. 1811. p. 73.

Digitized by Google

gelehrten Vereinen des In- und Auslandes, nach und nach eine vollständige Geſchichte aller Wiſſenſchaften und Künſte bearbeiten ſollte, die der noch vorhandene Proſpektus ſelbſtgefällig mit den Magdeburger Centurien vergleichen zu können hofft. Wenn auch begreiflicher Weiſe nicht in der beabſichtigten Ausdehnung conſtituirte ſich 1748 dieſe „Gelehrten-Geſellſchaft" wirklich und hielt allwöchentlich (im Sommer auf der Rathsbibliothek, im Winter bei Dr. Heffter) ihre Zuſammenkünfte, bei welchen die gelieferten Abhandlungen vorgeleſen und beſprochen wurden. Eine Auswahl derſelben veröffentlichte der Verein [1]) und hatte ſogar die Genugthuung, daß 1755 alle ſeine Mitglieder in die „Geſellſchaft der freyen Künſte" zu Leipzig aufgenommen wurden. — Gleichzeitig begründete der Stadtrichter Dr. Chr. S. Neſen und der Dr. jur. Joh. G. Knoblauch ein „Electricitätscollegium", das ſeine Verſuche und Erfahrungen ebenfalls im Druck erſcheinen ließ [2]), und eine von dem Dr. Heffter ins Leben gerufene „Diſſertations-Geſellſchaft" brachte nach und nach einen noch jetzt auf der Rathsbibliothek befindlichen Schatz von 20000 Diſſertationen mediciniſchen und phyſikaliſchen Inhalts zuſammen, deſſen Katalog der Begründer ſelbſt herausgab. [3]) — Läßt ſich auch nicht nachweiſen, ob Kretſchmanns Vater einem dieſer Vereine als Mitglied angehört habe, ſo dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß der junge K. ſelbſt an einem „collegium teutonico-poeticum" werde theilgenommen haben, welches ſchon 1740 von dem Prim. Hausdorf, der ſelbſt Ueberſetzungen aus Sophokles, Horaz und Ovid lieferte, gegründet worden war. An dieſem Verein durften nämlich auch Primaner ſich betheiligen, wofür ſie, wie die übrigen Mitglieder beim Eintritt und Austritt einen deutſchen Dichter in die Bibliothek der Geſellſchaft zu ſchenken hatten. Kaum werden wir daher irren, wenn wir vermuthen, daß der junge K. hier ſeine erſten dichteriſchen Verſuche werde im Archive der Geſellſchaft niedergelegt haben.

Nehmen wir noch hinzu, daß es dieſem wiſſenſchaftlichen Treiben in dem damaligen Zittau auch nicht an dem Reize einer literariſchen Fehde zwiſchen der „Gelehrten-Geſellſchaft" und einem M. Schütze, Paſtor in Wendiſchoſſig, einem ſteiforthodoxen Eiferer, der dieſelbe in einem „offenen Briefe" angegriffen hatte [4]), fehlte, und daß auch das größere Publikum das immerhin pikante Vergnügen erlebte, daß eine hier erſcheinende poetiſche Zeitſchrift [5]) verboten wurde, weil der Herausgeber derſelben, der Advokat Joh. Gottfr. Hennig, ein Verwandter von K., allerlei Zittauer Familienverhältniſſe darin ſatyriſch behandelt hatte [6]), ſo wird man uns zugeben, daß all dieſe wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, an denen ſo viele der geachtetſten Männer der Stadt thätigen Antheil nahmen, und deren durch den Druck veröffentlichte Arbeiten gewiß in allen gebildeten Kreiſen lebhaft beſprochen wurden, nicht ohne vielfache Anregung und nachhaltigen Einfluß für den jungen K. geblieben ſein können.

Durch Schule und Haus hinlänglich vorbereitet, bezog K. 1757 die Univerſität Wittenberg, um daſelbſt jura zu ſtudiren. Daß er ſogleich Anfangs mit übergroßem Fleiße der ernſten Wiſſenſchaft werde obgelegen haben, möchten wir bezweifeln. Das akademiſche Leben mit ſeiner

---

1. „Bemühungen einer lehrbegierigen Geſellſch. aus d. Reiche d. Wiſſenſchaften." Zitt. 1751—55. 12 Hfte. in 2 Bden., und „Der Zittauiſchen Geſellſch. fortgeſetzte Bemühungen aus d. Reiche d. Wiſſenſch." 1755—56. 1 Bd. in 2 Abth. u. 2ten Bdes. erſte Abth.
2. Sechs Hauptſtücke der Electricität nebſt neuen Zittauer Verſuchen. Bud. 1748. 4.
3. Museum disputatorium physico-medicum tripartitum. Zitt. vol. I. 1756. vol. II. 1763.
4. M. Joh. G. Schützens abgenöthigte Lehren in einem offenherzigen Briefe an die Lehrbegierige Geſellſchaft zu — — — Frkf. Lpz. 1753. — Bemühungen einer lehrbeg. Geſellſch. 1753. II. p. 285 u. 353.
5. Fabeln und vermiſchte Nachrichten. Zitt. 1752. 12 Stück.
6. Hortzſchansky, Nachtrag zu den Journalen, welche in der Oberlauſitz herausgekommen ſind ꝛc. Görl. 1744. 4. p. 11.

Digitized by Google

Freiheit forderte von dem lebensluſtigen, geiſtig geweckten Jüngling wohl auch ſeinen Tribut. Ein noch näher zu erwähnendes Schriftchen, worin ihm ſeine Freunde zur rühmlichen Vertheidigung ſeiner Diſſertation Glück wünſchten, ſchildert das heitere Studentenleben in dem „lieben Sandathen.“ Da erſcheint neben dem „bemäntelten Bürger“ und dem „bedreßten, tauſendlockigen Staatsmann“ der „pfeifentragende Student“, der als ein „jubelnder Anbeter des Waitzenſaftes“ des Abends beim Aufbruch von einem benachbarten Vergnügungsort „den Hut hoch über die Stirne ſchleudert und nach Hauſe „ſtrauchelt“, was jedoch nicht hindert, „tauſend Verbeugungen gegen müde, vom Gedränge des zu kleinen Schuhes auf den neugepflaſterten Straßen gelähmte Schönen“ zu machen. — Auch der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen Schrecken, welche Wittenberg in ihrer ganzen Schwere zu erfahren hatte, wirkte wohl vielfach ſtörend auf den Gang der Studien ein. Dem Bombardement von Zittau war K. durch ſeinen Abgang auf die Univerſität entgangen; aber wenige Jahre ſpäter ſollte er die gleiche Gefahr auch in Wittenberg erleben, als daſſelbe den 13. Oct. 1760 von dem Herzoge von Würtemberg, als Anführer einer Abtheilung Reichstruppen, beſchoſſen und großentheils in Aſche gelegt wurde, weil ſich, wie in Zittau, eine preußiſche Beſatzung in der Stadt befand, die ſich tapfer vertheidigte. Doch ward bei dieſem Bombardement wenigſtens Niemand getödtet. — Was aber K. vorzugsweiſe von den juridiſchen Studien abhielt, war die in ihm mächtig erwachende Neigung zur Poeſie. Genährt ward dieſelbe wohl auch durch die ſeit 1756 in Wittenberg, nach Art der Leipziger, neu begründete „Deutſche Geſellſchaft“, an welcher die meiſten Zittauer Studenten eifrig theilnahmen, und welcher auch K. ſeit dem 17. März 1759 als Mitglied angehörte. [1]) Im Namen derſelben beglückwünſchte er 1760 eins ihrer Mitglieder bei Erlangung der philoſophiſchen Doktorwürde in üblicher Weiſe durch eine poetiſche Epiſtel, die freie Ueberſetzung eines reflektirenden Gedichtes des franzöſiſchen Dichters Greſſet „an die Muſe“, deſſen Inhalt nach K.'s eigener Verſicherung eben ſo auf den jungen Doktor, als auf ihn ſelbſt Anwendung erleide. Denn wie darin der Dichter bei ſich die Gründe abwägt, ob er der ſchönen Muſe ſich ganz widmen ſolle, oder nicht, ſo geſteht K., daß auch er noch ſchwanke, ob er „Pallas folgen ſoll, oder Thalien.“ In dieſem älteſten uns bekannten poetiſchen Produkte K.'s ſind bereits alle die Eigenthümlichkeiten ſeiner ſpäteren Dichtung ſowohl, als ſeines ganzen Weſens enthalten und mit Bewußtſein ausgeſprochen. Nicht zu dem hohen Schwunge epiſcher Poeſie, wie Homer, Milton, Klopſtock, fühlt er ſich berufen; die lieblichen Dichtungen Gleim's, Uz's und Roſt's ſind nach ſeinem Geſchmack und für ihn Vorbilder. Und der ſchon hier ausgeſprochene Grundſatz, daß er durch die Poeſie nicht hohen Ruhm erſtrebe, ſondern nur die behagliche Ruhe eines beſcheidenen Lebens zu verſchönern wünſche, befolgte er auch ſpäter ſo treulich, daß er alle ſeine zahlreichen Schriften bis zur Herausgabe ſeiner „Sämtlichen Werke“ (1784) anonym oder pſeudonym erſcheinen ließ. Auch das erſcheint als charakteriſtiſch, daß K., wie dies Gedicht eine freie Bearbeitung nach dem Franzöſiſchen war, ſein ganzes Leben hindurch eine Vorliebe für Ueberſetzungen behielt. So gab er noch als Student „Fünf ausgeſuchte Luſtſpiele aus dem théatre italien des Gherardi. Berl. 1762. 8.“ heraus und betheiligte ſich an einem Sammelwerk „Frauenzimmer-Bibliothek, worinnen nützliche Betrachtungen über wichtige Stücke der Sittenlehre enthalten ſind, herausgegeben von R. Steele, aus dem Engliſchen.“ Hamburg 1756—61. IV. 8. [3])

1. Nachricht von d. deutſch. Geſellſch. in Wittenberg von Ad. Günther v. Haugwitz, Senior der Geſellſch. 1763. 4.
2. Ein Brief an die Muſe, welchen dem Hrn. Ad. Jul. Boſe bey Erlangung der höchſten Würde in der Weltweisheit zueignet und zugleich als ihrem Mitgliede glückwünſcht die deutſche Geſellſchaft in Wittenberg, im Namen derſelben Carl Friedr. Kretſchmann aus Zittau. Wittenb. 1760. 4. 2½ Bog.
3. Nach Otto, Gelehrt. Lexik. II. p. 336. Beide Werke ſind mir nicht zu Geſicht gekommen.

Digitized by Google

Indeſſen hatte er ſich endlich doch für die Jurisprudenz entſchieden und vertheidigte im Mai 1762 unter dem Präſidium des Prof. Krauſe rühmlichſt ſeine Diſſertation [1]): Observationes de eo, quod extremum sit in jurisdictione criminali. Vit. 1762. 4. Die oben erwähnte Schrift, durch welche ihm einige ſeiner Freunde bei dieſer Gelegenheit gratulirten [2]), ſtellt unter dem Bilde einer Viſion dar, welchen Kampf ihm dieſer Entſchluß gekoſtet habe. Eine wunderherrliche Frau, mit Lorbeer und Reben bekränzt, die Muſe, iſt dem Jüngling erſchienen. Schon will derſelbe entzückt der holden Geſtalt folgen, da naht ſich ein entſetzlicher, blutiger Rieſe mit Wage, Kette und Schwert, das peinliche Recht, vor welchem die Muſe entſetzt entflieht. Und dennoch findet ſich ſpäter der Jüngling im „Tempel des guten Geſchmacks" mit der Muſe und dem „eiſernen Sohne der Themis" vereint, und von den Grazien geküßt, vernimmt er aus der Muſe Mund das tröſtende Wort: „Bete mich allezeit in dieſem Tempel an, und du wirſt glücklich ſein." Und dieſem Wahlſpruch iſt er treu geblieben. Er ward Juriſt und fand ſein Glück in der Beſchäftigung mit der Poeſie.

So kehrte denn K. nach fünfjährigem Aufenthalt auf der Univerſität nach ſeiner Vaterſtadt Zittau zurück. Sein Vater war inzwiſchen (1760) geſtorben; ſein älteſter Bruder, Joh. Gottfried, ward 1763 in den Rath, ſpäter (1786) zum Bürgermeiſter gewählt; ſein jüngerer Bruder, Chriſt. Gottfried, wendete ſich um jene Zeit für immer nach Leipzig. Eine jüngere Schweſter, Chriſt. Friederike, die er zärtlich liebte, ſtarb, wie es ſcheint, eben damals als blühende Jungfrau. [3]) Kein Wunder, daß er, ſobald er 1764 Oberamtsadvokat geworden, auch einige Gerichtshaltereien auf benachbarten Dörfern erlangt hatte, einen eigenen Herd zu begründen ſuchte. Am 14. Mai 1764 verheirathete er ſich mit Kunigunde Eleonore Gerlach, der nachgelaſſenen Tochter ſeines ehemaligen Lehrers, des Rektor Gerlach. [4]) Aber noch in demſelben Jahre verlor er ſie wieder durch den Tod; am 1. Nov. 1764 mußte er ſie begraben. Unter ſeinen zahlreichen lyriſchen Gedichten befindet ſich übrigens nur eins, das ſich wahrſcheinlich auf ſein Verhältniß zu dieſer ſeiner Frau bezieht, die „Zueignungsſchrift an die Geliebte", womit er ſeine erſte 1764 herausgegebene Sammlung von Gedichten eröffnete. [5])

Der junge Wittwer ſcheint in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung Zerſtreuung geſucht zu haben. Mehrere Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen ſchloſſen ſich an ſeine derartigen Arbeiten auf der Univerſität an. [6]) Obgleich er dieſe, ſowie noch lange Zeit alle ſeine Schriften anonym herausgab, ſo erlangte doch ſein Name durch ſeinen „Geſang Rhingulphs des Barden" (1768) und die darauf folgenden bardiſchen Gedichte „Rhingulphs Klage" (1771) und „die Jägerin" (1771) ſchnell allgemeine Berühmtheit. Der „Barde Rhingulph" gehörte von da an eine Zeit lang zu den bekannteſten deutſchen Dichtern und wurde von den

1. Kurz, Geſch. d. deutſch. Lit. II. p. 535. ſagt, K. habe ſich die Würde eines Dr. jur. erworben. Allein K. hat ſich dieſen Titel nie beigelegt. Die Abhandlung ſelbſt, welche darüber am beſten Auskunft geben würde, iſt weder in Leipzig, noch in Dresden, noch in Berlin auf den Bibliotheken zu finden.
2. Eine merkwürdige Geſchichte von viel ſeltſamen Erſcheinungen, deren Schluß ſehr angenehm iſt. Witt. 1762. 4.
3. Ein zartes, inniges Gedicht „Am Sterbetage meiner Schweſter" ſiehe S. W. II. p. 100. vgl. V. p. 18. „Frühlingslied an Friedlef."
4. Sie war eine lapsa. Das Nähere iſt nicht bekannt.
5. S. W. II. p. 157. So werde nun der Welt, Geliebteſte, bekannt!
Du, wie mein Lied dich auch genannt,
Warſt Laura, Doris und Corinne:
Denn viele ſang ich zwar; doch dich hatt' ich im Sinne.
6. Bibliothek der Damen, oder Sammlung lehrreicher Abhandlungen zur Bildung des ſchönen Geſchlechts. Aus d. Franzöſ. Zitt. 1766. — Die Familie des Antiquitätenſammlers, ein Luſtſp. aus d. Italien. des Goldoni. Zitt. 1767. — Willebrands Inbegriff der Polizey, aus d. Franzöſ. mit Anmerkungen. Zitt. 1769.

Digitized by Google

Einen mit Bewunderung und Verehrung, bald freilich von Andern mit entschiedener Mißbilligung genannt. Indem wir das Ausführlichere hierüber der Besprechung von K.'s bardischen Dichtungen vorbehalten, erwähnen wir hier nur die Folgen, welche das Erscheinen dieser Werke für sein ganzes Leben hatte. Die nächste war eine innige Freundschaft mit mehreren der bekanntesten literarischen Größen jener Zeit, mit dem Canonikus Gleim in Halberstadt, dem Kreissteuereinnehmer Chr. Fel. Weiße in Leipzig und dem edlen Jesuiten Mich. Denis, damals Lehrer der Literatur am Theresianum zu Wien. Nie hat K. diese Freunde von Angesicht zu Angesicht gesehen (nur Weiße lernte er persönlich kennen kurz vor dessen Tode), doch er unterhielt mit ihnen einen fortgesetzten literarischen Briefwechsel, der für ihn von um so größerer Wichtigkeit war, da derselbe ihm den anregenden und bildenden Einfluß eines unmittelbaren Verkehrs mit Gleichgesinnten, woran es in Zittau gänzlich fehlte, einiger Maßen ersetzte. Eine zweite Folge aber war, daß die eben um jene Zeit zahlreich entstehenden deutschen Musenalmanache und belletristischen Zeitschriften sich bemühten, Beiträge von K. zu erhalten, wodurch seine literarische Thätigkeit eine mehr belletristische Richtung erhielt.

Aber auch gemeinnützigen Zwecken widmete er seine Feder. Als 1772 nach drei auf einander folgende Mißernten in ganz Sachsen und Thüringen eine furchtbare Hungersnoth unter der armen Bevölkerung ausgebrochen war, ließ K. eine ernste Mahnung an die Reichen zu thätiger Hülfe unter dem Titel „Gellert und Rabener. Ein Todtengespräch" [1]) drucken. In Folge dessen erhielt er sofort von einem hochgestellten sächsischen Staatsmann, dem Grafen v. Werthern, die Aufforderung zu einem zweiten Schriftchen über diesen Gegenstand. Er schrieb den „Briefwechsel der Frau von J. und der Baronesse von Z." Lpz. 1772. (S. W. V. 83.) worin er zumal die Gutsbesitzer auf eine verständige Handhabung der Armenpflege hinweist, ein Schriftchen, für welches er noch in späteren Jahren eine besondere „Prädilektion" empfand, da er hierdurch „in den Stand gesetzt worden war, hie und da den heftigen Druck des Elends zu lindern, indem aller Nutzen der ersten Auflage, die man zum Besten des Armuths verkaufte, zu diesem Zwecke verwendet wurde."

Diese literarische Produktivität war allerdings nur möglich bei einer großen Leichtigkeit des Arbeitens und einer gewissenhaften Benutzung der Zeit, die ihm seine advokatorische Praxis und seine Geschäfte als Gerichtshalter übrig ließen, sowie bei der Ungestörtheit seines kinderlosen Witwerstandes. Da meldete er sich den 1. Juli 1774 zu dem eben erledigten Amte eines Aktuarius in seiner Vaterstadt und wurde den 22. August einstimmig von dem Rathe zum Gerichtsaktuar beim Stadtdepartement (so genannt im Gegensatz zu dem Aktuar für die zur Stadt gehörigen Dorfschaften) erwählt. Dieses Amt war zwar nicht uneinträglich (er selbst giebt an, daß die durchschnittliche Reineinnahme nach Abzug aller Nebenausgaben sich auf 922 Thaler „wohl auch etliche hundert Thaler darüber" belief), aber es nahm auch seine Zeit und Kraft gar sehr in Anspruch. Er fand bei seinem Antritt unter Anderem nicht weniger als drittehalb hundert unerledigte Creditwesen vor, und hatte z. B. die sämtlichen Depositengelder, oft an 100,000 Thlr., allein zu verwalten und unzählige andere Geschäfte zu besorgen, die den Flug seines stets mit poetischen Entwürfen beschäftigten Geistes gar prosaisch unterbrachen. — Bald nach seiner Anstellung beim Rath verheirathete er sich (10. Oct. 1775) zum zweiten Male und zwar mit Joh. Friederike Hünigen, Tochter des Oberbauschreibers Andreas Hünigen, die ihm den 28. Nov. 1783 einen Sohn, Carl Friedrich, sein einziges Kind, gebar. [2]) Die

1. Lpz. 1772. „Wird zum Besten der Armen um 1 gr. verkauft." S. W. V. p. 201.
2. Mehrere kleine Gedichte in Bd. VI. der S. W. beziehen sich wahrscheinlich auf seinen Ehestand. z. B. „Henriettens Lied als Jungfrau." „Gedanken eines Vaters an der Wiege seines Kindes."

Digitized by Google

Ehe war glücklich. Der ſtets heitere, launige Mann mit dem leichten Sinne, der bei jeder Gelegenheit ein kleines Liedchen oder Verschen bereit hatte, und deſſen Motto für ſich und Andere war: „Was man nicht ändern kann, darein muß man ſich fügen", war ebenſoſehr ein guter Ehemann, wie ein froher Lebemann und ein guter Geſellſchafter in fröhlichen Kreiſen. Zwar war er eigentlich ein ſchlechter Wirth und brauchte viel Geld; aber theils ſein einträgliches Amt und einiges ererbtes Vermögen, theils wohl auch mancherlei literariſcher Erwerb geſtatteten ihm unter Leitung der wirthlichen Hausfrau ein angenehmes Hausweſen zu führen. [1])

In große Beſorgniß verſetzte ihn, wie ganz Zittau, der Ausbruch des bairiſchen Erbfolgekrieges (1778), der gerade die Grenzſtadt Zittau hart bedrohte und derſelben bereits ſchwere Laſten auferlegte. Vor Allem aber berührte es ſein deutſches Gemüth auf das Schmerzlichſte, wieder Deutſche gegen Deutſche einander kampfgerüſtet gegenüberſtehen zu ſehen. „Wüßten Sie", ſchreibt er an Denis [2]), „wie viel Kummer und Angſt mein teutſches Herz zerriß. Es war mein Bruder (der Rathsherr Dr. K.), den man als Geißel von hier mit fortnahm." Aus inniger Freude über den zu Teſchen abgeſchloſſenen Frieden ließ er ein bardiſches „Friedenslied" [3]) erſcheinen.

Ueberhaupt war er, trotzdem daß ihn jetzt neben dem Amte auch noch Weib und Kind in Anſpruch nahm, unausgeſetzt literariſch thätig. So ließ er den früher erſchienenen „Scherzhaften Gedichten" (1771) und „Hymnen" (1774) auch eine Sammlung „Epigramme" (1779) folgen. Seit 1784 veranſtaltete er auch eine Geſamtausgabe ſeiner Werke und zwar jetzt erſt unter Beifügung ſeines Namens, unter dem Titel „Karl Friedr. Kretſchmanns ſämtliche Werke. Lpz. 1784. im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung." Hiervon enthält der erſte Band die bardiſchen, der zweite die lyriſchen, der dritte und vierte (1786 u. 87) die dramatiſchen Dichtungen, Bd. V. (1789) vermiſchte Gedichte und Erzählungen. Faſt gleichzeitig erſchien ein Nachdruck dieſer 5 Bände zu Karlsruh (1785—1790). Eine Menge anderer literariſcher Unternehmungen, theils Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Lateiniſchen, theils wiſſenſchaftliche Aufſätze für gelehrte Zeitſchriften, theils zahlreiche Beiträge für Muſenalmanache und Taſchenbücher beſchäftigten ſeinen Geiſt unaufhörlich und ließen ihm die Proſa ſeiner amtlichen Thätigkeit oft in den dunkelſten Farben erſcheinen. So klagt er, eben mit einem Epos auf Friedrich den Großen beſchäftigt, in einem Briefe an Gleim (9. Juli 1790): „Es hat mich oft bis zum bitterſten Gelächter gerührt, wenn ich nach Wochen endlich einmal wieder an das geliebte Gedicht kam und ich dann zehnmal in einem halben Tage durch Parteien, Advokaten und Frohner ſehr unſanft aus meiner Begeiſterung geweckt wurde, und der geweihte Dichterkiel, der itzt durch Bilder und Ideen dahinflog, die nächſte Minute darauf durch eine abgeſchmackte Rüge oder todtkalte Regiſtratur entweiht werden mußte." [4]) Daher werden nun auch die gewöhnlichen Dichterklagen über das Untergehen des poetiſchen Berufs unter der Laſt der Amtsgeſchäfte, die Seufzer über „den Aktenſtaub der traurigen Kanzleiſtube und die Amtsplackereien" von Jahr zu Jahr immer zahlreicher, und mehr als einmal nahm er öffentlich vor dem Publikum Abſchied von der Poeſie, jedoch nur um immer wieder bei der geliebten Gefährtin ſeines Lebens Troſt und Genuß zu ſuchen und zu finden. Gleim, der treue Rathgeber aller bedrängter Dichter, ſchlug ihm einſt vor, ſich nach Berlin zu wenden, als „ein geſchätzter Mann, der ſich einfallen ließ, K.'s Titular-

1. Er wohnte Anfangs auf der Neuſtadt in dem Mönch'ſchen, dann in der Webergaſſe in dem Scholze'ſchen Bierhofe.
2. Denis literariſcher Nachlaß, herausgeg. von Retzer. Wien 1801. 4. II. p. 150.
3. Geſungen im May 1779. Leipz. S. W. II. p. 145.
4. Liter. Converſationsblatt. 1822. Nr. 290. p. 1160.

Digitized by Google

Mäcen zu werden" (Graf v. Werthern?) auf deſſen Klagen geantwortet hatte: Der Staat könne ihn brauchen; das möge ſein Troſt ſein.[1]) (1794.)

All dieſe literariſchen und amtlichen Arbeiten, die ihn nöthigten, ſelbſt auf faſt alle geſellige Erholung zu verzichten, hatten bei der ſitzenden Lebensweiſe, zu welcher ſie ihn nöthigten, ſeine Geſundheit ſtark angegriffen. Seit einer ſchweren Krankheit im Jahre 1795 litt er an aſthmatiſchen Bruſtkrämpfen, Schwindel und Schwäche der Augen, ſo daß er faſt nicht mehr bei Licht zu arbeiten vermochte. Zwar hatte er ſich ſchon ſeit einigen Jahren einen Viceaktuarius[2]) aus eigenen Mitteln gehalten; aber gerade die ſchwierigſten Arbeiten konnten von dieſem nicht übernommen werden. Daher reichte K. den 29. Mai 1797 bei dem Rathe das Geſuch ein, ihm nicht nur zu einer Badereiſe nach Karlsbad oder Eger den nöthigen Urlaub, ſondern auch einen ordentlichen actuarius substitutus zu ertheilen, ihm ſelbſt aber 400 Thaler Penſion nebſt Namen und Rang eines Stadtgerichtsaktuarius zu belaſſen. Alle dieſe Wünſche wurden ihm gewährt, „ohnerachtet Senatus ſehr gerne geſehen hätte, wenn Hr. Akt. K. eben ſo rühmlich, wie bisher, ſeine Amtsgeſchäfte zu beſorgen im Stande geweſen wäre."[3])

Jetzt war ihm endlich jene Muße zu Theil geworden, nach welcher er ſich ſo lange ſchon geſehnt hatte. Er benutzte dieſelbe zu um ſo zahlreicheren literariſchen Arbeiten. Seine Badereiſe beſchrieb er unter dem Titel: „Reiſe nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz, im Jahre 1797. Lpz. 1798. (anonym). 1799 erſchien ein ſechſter Band ſeiner ſämtlichen Werke auch unter dem beſonderen Titel: „Fabeln, Allegorien und Gedichte", dem in demſelben Jahre „Kleine Romane und Erzählungen, mit Kupfern" 1. Thl. und 1805 „Letzte Sinngedichte in acht Büchern" folgten. Eine Menge kleiner jovialer Gedichte und Epigramme, Novellen und wiſſenſchaftlicher Aufſätze von ihm brachten alljährlich vornehmlich Becker's „Erholungen" und die Lauſitzer Monatsſchrift.

Inzwiſchen waren ſeine treuen literariſchen Freunde einer nach dem andern geſtorben. Beſonders tief erſchütterte ihn der Tod Weiße's (1804), den er zwei Jahr zuvor zum erſten und zugleich zum letzten Male in Leipzig geſehen hatte. „Mit Thränen in den Augen ſah ich in ihm, was er geweſen war; mit Thränen nahm ich Abſchied von ihm und ahndete nur zu gewiß, daß es der letzte ſein würde."[4])

Bis zuletzt heiteren Geiſtes und thätig, ſtarb K. den 16. Jan. 1809 an einer Bruſtentzündung, 70 Jahr 5 Wochen alt und wurde mit „großem Figural" auf dem Kreuzkirchhofe in ſeinem Familienbegräbniſſe beſtattet. — Bald nach ſeinem Tode forderte ein hieſiger Literat, Chr. G. May, zu einer Subſcription auf, um dem „unvergeßlichen" Manne ein Denkmal (Obelisk oder Würfel mit lateiniſchen Inſchriften) auf ſein Grab zu ſetzen.[5]) Es iſt unterblieben.

Von Statur war K. ziemlich klein und etwas verwachſen. Sein Portrait, auf Veranſtaltung von Mylius in Berlin jedenfalls nach dem in Gleims Beſitz befindlichen Oelgemälde 1804 von Fr. Boldt in Wien in Kupfer geſtochen[6]), läßt in dem runden Kinn und dem etwas ſinnlichen Munde den heiteren Lebemann, in der hohen, von einer kleinen gepuderten Perücke be-

1. Ebd. 1823. Nr. 24. p. 94. 2. C. A. Rößler.
3. Hiernach iſt Kurz, a. a. O. II. p. 535. zu berichtigen, welcher ſagt, K. ſei auf ziemlich rohe Weiſe als Ausgedienter in Ruheſtand verſetzt worden.
4. Brief an —r, in „Zeitung für die eleg. Welt." 1805. p. 444.
5. Subscriptions-Einladung zu Herrn C. F. Kretschmanns wohlverdienter Monuments-Errichtung.
6. Es trägt die Unterſchrift: „Dem unvergeßlichen Barden Rhingulph von ſeinem Tentbold." Nach dieſem Kupferſtiche iſt das Portrait K.'s gefertigt, das dem 71. Bde. der „Neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften" Jahrg. 1805 vorgeſetzt iſt, und wohl auch das in Kurz, Geſch. der deutſchen Lit. II. p. 585.

Digitized by Google

grenzten Stirn den klugen Kopf und in den lebendigen, von ſtarken Brauen beſchatteten Augen, ſowie in einem ſcharfen Zuge um den Mund den witzigen Satyriker erkennen.

Sein einziger Sohn, Carl Friedr. K., Advokat zu Zittau, kündigte, wohl um des zu hoffenden Erwerbs willen an, er wolle einen Theil von der Correſpondenz ſeines Vaters herausgeben und ſammelte darauf bereits Subſcribenten. Allein die 1818 zu Zittau erſchienene „Schilderung der merkwürdigen Ereigniſſe zur Zeit des Bombardements der Stadt Zittau, nach handſchriftlichen Aufzeichnungen glaubwürdiger Männer", enthält nur ſelbſtgefertigte Briefe. Die Correſpondenz K.'s iſt verloren gegangen. Sein Sohn ſtarb kinderlos den 17. Dec. 1832 in äußerſter, ſelbſtverſchuldeter Dürftigkeit.

Nach dieſer Skizze von K.'s Leben wenden wir uns zur Darſtellung ſeiner literariſchen Thätigkeit. Dieſelbe war, wie ſchon aus dem Bisherigen erhellen dürfte, eine ſo mannichfache, daß es nur wenig Dichtungsarten giebt, in denen er ſich nicht mit mehr oder weniger Glück verſucht hätte. Die Dichtkunſt war ihm in der That „eine treue Gefährtin durch den beſten Theil ſeines Lebens, Geberin der unſchuldigſten Freuden und der ſüßeſten Stunden", wie er ſie ſelbſt (Vorrede zu Bd. II. der S. W.) bezeichnet. Freilich war ihm nicht der höhere Begriff der Dichtkunſt aufgegangen. Sie war ihm nur „die Blume der Wohlredenheit." Dennoch aber war er nicht nur von ihrem praktiſchen Werth, ſondern auch von ihrer hohen inneren Würde tief durchdrungen, obwohl er ſich ſelbſt mit freilich ziemlich eitler Beſcheidenheit nur für einen Dilettanten erklärt. Er hielt auf das Horazianiſche novum prematur in annum und feilte unaufhörlich auch an ſeinen bereits gedruckten Gedichten, ſo daß dieſelben bei dem Neuabdruck in ſeinen S. W. oft ganz umgearbeitet erſcheinen.

K.'s Jugend fiel in jene Zeit, wo eben das Intereſſe an der Literatur oder den ſchönen Wiſſenſchaften, wie man ſie nannte, durch ganz Deutſchland allgemein erwachte. Seitdem des ſteifen Gottſched früher kaum angezweifelte Diktatur in Sachen des Geſchmacks gebrochen war, entfaltete ſich freier und ſelbſtändiger die deutſche Dichtung, und es ſchieden ſich aus dem Chaos poetiſchen Drängens und Strebens nach und nach beſtimmte Richtungen der Poeſie, vertreten durch die hervorragenderen Geiſter, denen ſich die kleineren und jüngeren in Verehrung und Nachahmung anſchloſſen. Klopſtock mit den das Gemüth mächtig ergreifenden und erhebenden Tönen ſeiner ſionitiſchen Harfe ſtand auf der Sonnenhöhe ſeines Ruhmes bei allen gefühlvollen Seelen, und Gleim's Anakreontiſche Lyrik entſprach der friſchen Lebensluſt der gebildeten Jugend, während die kräftigen Klänge ſeiner preußiſchen Grenadierlieder (1758) zugleich dem durch Friedrichs des Großen Siege über die Franzoſen neuerwachten Nationalgefühle der Deutſchen einen patriotiſchen Ausdruck gaben.

Auch an K. iſt der Doppeleinfluß, den grade dieſe beiden allgemein anerkannten Dichtergrößen jener Zeit auf ſeine poetiſche Entwickelung übten, deutlich zu erkennen. Während zwar das älteſte von ihm bekannt gewordene Gedicht, jenes Lied „an die Muſe" (1760) und die Luſtſpiele, die er in der „Sammlung vermiſchter lyr. und epigr. Gedichte" herausgab, in Form und Inhalt offenbar noch ganz den franzöſirenden Charakter Gottſched'ſcher Dichtung an ſich tragen, ſo ſpricht er dort bereits ſeine Vorliebe für Gleim offen aus; und wie er in ſeinen lyriſchen Dichtungen ſein ganzes Leben hindurch der Anakreontiſchen Manier Gleims treu geblieben iſt, ſo zeigen viele der 1774 erſchienenen „Hymnen", daß er auch in Klopſt.'s ernſter Weiſe und in deſſen antiker Strophenform zu dichten verſtand.

Da gab ein Buch nicht nur ſeiner, ſondern der Dichtung und Stimmung eines großen Theils der Nation eine neue, eigenthümliche Richtung. Im Jahre 1764 erſchien die erſte

Digitized by Google

(proſaiſche) Ueberſetzung des Macpherſon'ſchen Oſſian[1]), welcher 1768 des Wiener Jeſuiten Denis Ueberſetzung in Hexametern folgte. Kaum ſollte man es für möglich halten, daß eine beabſichtigte Myſtifikation (denn als eine ſolche hat ſich der Macpherſon'ſche Oſſian erwieſen,) einen ſo mächtigen Einfluß auf die Gefühlsſtimmung und die poetiſche Richtung einer ganzen Nation üben könne. Die krankhafte Erregtheit der Gefühle, welche ſich in endloſen Thränen ausweinen mußte, die nebelhafte Unbeſtimmtheit der Contoure, in welche dieſes Gefühlsleben von der Dichtung nur eingerahmt zu werden brauche, das ſchwärmeriſche Entzücken an endloſen Geſprächen und Monologen, welche die Stelle der fehlenden Handlung vertreten ſollten, mit einem Worte, die Sentimentalität, welche bisher ſchon durch die Klopſtock'ſche Poeſie verherrlicht und verbreitet worden war, erhielt durch dieſe vermeintlichen Lieder des celtiſchen, ſtammverwandten Barden auch noch den Stempel echt germaniſchen Urcharakters aufgedrückt. Aber auch das in Deutſchland neu erwachte Nationalgefühl drängte jetzt Dichter und Dichtung zu der idealen Ausmalung der Urzuſtände des deutſchen Volkes und ſeiner alten Kraft und Einfalt zurück, wie ja zu gleicher Zeit die bedeutendſten Geiſter anderer Nationen das Heil der Menſchheit in der Zurückführung aller ſocialen Zuſtände zu der Einfachheit der Uranfänge des Menſchengeſchlechts ſuchten. So vereinigten ſich die verſchiedenen poetiſchen Richtungen der Zeit in der Bewunderung und Verehrung des celtiſchen Barden. Aus den himmliſchen Höhen der ſeraphiſchen Dichtung ſuchte man ſich daher jetzt auf den feſteren Boden des eigenen Vaterlandes zu verſetzen, und ſtatt der halbmythiſchen Perſonen der bibliſchen Epen nationale Helden zu beſingen. Zu den altdeutſchen Heroen aber paßte nun auch nicht mehr der chriſtliche Gott mit ſeinen Engelſcharen, ebenſowenig der griechiſche Olymp mit ſeiner Götterwelt. Zum Glück war eben zu jener Zeit der ganze nordiſche Götterhimmel, durch Herausgabe der jüngeren Edda, dieſer vollſtändigen Mythologie des Nordens, erſchloſſen worden. Und ſo erſtand in Deutſchland Ende der ſechziger und Anfang der ſiebziger Jahre eine ganz neue, Anfangs mit großem Jubel begrüßte, bald darauf viel verſpottete und gegenwärtig meiſt unbedingt verurtheilte Dichtungsart, die ſogenannte Bardenpoeſie, in welcher ſich Sentimentalität und Vaterlandsgefühl in altgermaniſchem Gewande zu vereinigen ſuchten.

Der Ruhm, dieſe Oſſian'ſche Poeſie in Deutſchland zuerſt nachgeahmt und die nordiſche Mythologie auf den Boden der deutſchen Dichtung verpflanzt zu haben, gebührt dem däniſchen Rittmeiſter J. W. v. Gerſtenberg in ſeinem 1766 herausgegebenen „Gedicht eines Skalden."[2]) Daſſelbe enthält in 5 Geſängen die Phantaſie des Geiſtes eines nordiſchen Helden, Thorlaug, der nach tauſendjähriger Grabesruhe über ſeinem eignen Grabhügel und dem des Freundes ſchwebt und jetzt, da er auf dieſem Heimathsboden durch das Chriſtenthum und deſſen Cultur Alles verändert erblickt, ſein früheres Erdenleben und der alten Götter Herrlichkeit in der Erinnerung vorüberziehen läßt. So iſt denn die ganze nordiſche Mythologie ſehr naturgemäß durch Dänemark, das Bindeglied zwiſchen Deutſchland und dem Norden, nach Deutſchland übergeleitet worden. Klopſtock, welcher damals auch noch in Koppenhagen lebte und ſich ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Studium altdeutſcher Geſchichte, Sprache und Mythologie beſchäftigte, auch bereits mehrere ſeiner früheren Oden umgedichtet und theilweiſe mit ſkandinaviſcher Mythologie verſetzt hatte, wurde durch dieſes Gedicht eines Skalden mindeſtens in der eingeſchlagenen antik-nordiſchen Richtung ſeiner Poeſie beſtärkt und zu neuen Projekten, nämlich zu einer Tragödie

1. Fingal, ein Heldengedicht, nebſt verſchiedenen andern Gedichten Oſſians, von Engelbrecht und Wittenberg. Hamburg. 1764. 8.
2. Koppenhagen, Odenſe u. Lpz. 1767. vgl. Sämtl. poetiſche Schriften von Gerſtenberg. Wien 1704. Vorrede zu Thl. I.

Digitized by Google

mit Bardengesängen, der Hermannschlacht, angeregt.[1]) Noch ehe aber dieselbe (1769) erschien, veröffentlichte bereits im Herbst 1768[2]) Kretschmann seinen „Gesang Rhingulphs des Barden. Als Varus geschlagen war.“[3]) wenn derselbe auch die Jahrzahl 1769 trägt. Und so gebührt Kretschmann jedenfalls der später freilich zweideutig gewordene Ruhm, zuerst in Deutschland als „Barde“ und unter einem besonderen Bardennamen aufgetreten zu sein. Er selbst gesteht, die Anregung dazu durch Gerstenberg erhalten zu haben. Eine Abhängigkeit von Klopstock aber war einmal der Zeit nach gar nicht möglich und wird durch K.'s ausdrückliche Versicherung widerlegt.[4])

Indem wir glauben, hier eine gedrängte Inhaltsangabe von diesem ersten und charakteristischsten Bardengesange K.'s, welcher dessen Dichterruf begründete, folgen lassen zu müssen, geben wir dieselbe genau nach der ersten Auflage von 1769, da der Dichter in der Gesamtausgabe seiner Werke (Bd. I.) nicht nur viele Härten im Ausdruck verbessert, sondern auch ganze Partien umgearbeitet hat.

Die Varusschlacht ist so eben geschlagen. Auf den Leichenhügeln der erschlagenen Römer erhebt sich wieder die Freiheit Deutschlands. Den Barden, „dem das Saitenspiel vom Himmel zum Loose fiel“, drängt es jetzt, den Sieg und die Sieger durch den Gesang zu verherrlichen. „Held Hermann fülle den Gesang; Ihn fülle Varus Untergang!“ Zuvor aber erzählt er uns von der eignen Jugend idyllischem Glück, von seiner Freundschaft mit Gottschalk, dem Gespielen, von dem ahnungsreichen Walten des Jünglingsherzens, das die Liebe noch nicht kennt und doch sich nach derselben sehnt, von Irmengard alsdann, die er, von Freia selbst dazu ermuntert, sich zur treuen Gattin erkoren. Hierauf schildert er des ganzen deutschen Lebens ideale Herrlichkeit. „Halt die Kriegesſaiten an, Harfe geh auf sanftrer Bahn; Laß itzt zärtre Töne ringen. Sanft will ichs der Nachwelt singen, Wie der Krieger Sitte war. Lern' es, Enkel, daß in Blöße Reichthum, und in Unschuld Größe, Tapferkeit in Tugend war.“ Von der Mutter auferzogen, frisch wie der schöne Eichbaum, wächst Deutschlands Jugend auf. Jagd ist des Knaben, ist des Jünglings Lust. Im Walde findet ihn bereits der frühe Morgen. „Der Tag entbrennt;

---

1. Welterlein, Klopstocks Oden u. Elegien. Lpz. 1827. I. p. 15 u. 25 sucht Klopstock die Ursprünglichkeit seiner Benutzung der nordischen Mythologie zu vindiciren. Nach einem Briefe an Denis vom 6. Jan. 1767 war Kl. allerdings schon beschäftigt, Oden zu revidiren, und im Frühjahr 1767 arbeitete er bereits an der Hermannschlacht. Reyer, liter. Nachlaß von M. Denis. II. 114. Aber hatten auch seine Freunde etwa einzelne dieser revidirten Oden bereits veröffentlicht, so erschienen dieselben doch erst 1771 im Druck, die Hermannschlacht aber 1769, so daß also das größere Publikum die neue nordische Mythologie nicht durch Kl. zuerst kennen lernte.
2. Vgl. den später zu erwähnenden Brief Gleim's vom 7. Nov. 1768.
3. Leipz. in der Dyckischen Buchh. 1769. 8. Mit einer Geyser'schen Vignette.
4. Man stritt damals viel, wem der Ruhm der Priorität in dieser Beziehung gebühre. Herder in seiner Rezension der Bardenlieder Rhingulphs (Allg. deutsche Bibliothek XVII. p. 453 fg.) that ihm Unrecht, wenn er sagt: „Diesem Barden war bange, daß er nicht zu spät erscheine. Er hörte, daß auch Klopstock eine Hermannsschlacht schlüge, die er auch schlage, eilte also, nahm zwei Dichter zu Zeugen, daß — nun daß er so gut auf den Gedanken habe kommen können, als Hr. Klopst., Hermanns Schlacht zu singen.“ — Brief K.'s an —r, abgedr. in der „Zeitung für die eleg. Welt.“ 1805. p. 444: „Er [Weiße in Leipzig] meldete mir (wovon ich schlechterdings nichts wußte), daß Klopstock ein Bardiet über diese nämliche Schlacht gedichtet habe, und rieth mir, mit der Herausgabe des meinigen nicht zu säumen, wenn ich nicht für einen Nachahmer angesehen werden wollte.“ — Weiße in seiner „Selbstbiographie“ (p. 235) bestätigt die Wahrheit dieser Angabe. — K. selbst leitet bescheiden das gemeinsame Streben aus der gemeinsamen Quelle, Ossian, ab. S. W. I. p. 2. „Man sah endlich den ganzen Streit, ob Therlang [Gerstenberg], Werdomar [Klopstock] oder Rhingulph der Erste seiner Art sei, von der rechten, nehmlich von der lächerlichen Seite an und ließ jeden geruhig an seinem Platze.“

Digitized by Google

er fühlt das ſanfte Glühen, Er ſieht die Wieſen friſcher blühen, Er athmet kühle Frühlingsluft, Durchbalſamt von dem Blüthenduft. Da ſtrahlt die Freud' aus ſeinen Blicken! Da iſt Andacht; da iſt Entzücken! Da feyert er die göttliche Natur: Das Herz iſt Prieſter; Tempel iſt die Flur." Hat der Jüngling dann das Mädchen, kräftig, gleich ihm, das er liebt, gefunden, ſo leben ſie vereint ein ſeliz Leben in aller Gnügſamkeit dahin. Abends kreiſt dann unter den am häuslichen Tiſche verſammelten Freunden der beſcheidene Becher. Bei ſolchem Mahle war's, als einſt Siegmar und Hermann und andere Fürſten die Knechtſchaft der Römer zu brechen gelobten, worauf Veleda, die weiſe Seherin, in der mooſigen Höhle ſie zu Kampf und Sieg weihte. Denn unerträglich war der Römer Herrſchaft geworden. Mit Schmeichelkünſten haben ſie auch von Deutſchlands Söhnen viele zum Abfall vom Vaterland verlockt. Wohin ſie vorgedrungen, da flieht mit der Freiheit auch die Tugend. Des Barden eigen Weib hat der römiſche Tribun verführen wollen; doch er hat dafür den blutigen Lohn empfangen. Der Kampf gegen die Unterdrücker hat inzwiſchen begonnen. Auch Rhingulph zieht ſiegesmuthig ins Feld. „Auf einmahl Poſaunte der Ruf zum Streite! Froh gürtete den Todesſtahl Mir Irmgard an die Seite; Verbarg im Helm mein flatternd Haar Und reichte Lanz' und Bogen dar, Und weyhte mich zum Streite." Zu einem nächtlichen Ueberfall iſt jezt Alles vorbereitet und der Schlachtgeſang erſchallt: „Willkommen in Gewitterpracht, Willkommen uns gewünſchte Nacht! Des Blitzes Licht gnügt unſrer Bahn: Drum halt des Mondes Fackel an." Aber die Römer waren wohl auf der Hut. Sie führen im Glanz der Morgenſonne die Legionen in die Schlacht. „Seht da, die purpurnen Paniere Flattern in den Lüften ſchön; Die goldnen Legionenführer, Die Adler ſchimmern in den Höhn; Die ſtampfenden Roße wiehern laut; Laut ſchreyt die Tuba, der Feldherr laut. Ha! welche fürchterliche Menge! Wie ſtolz! Wie ſo im Siegsgepränge!" Auf ſie ſtürzen ſich die Deutſchen in wilder Kampfesluſt. Hermann ihnen voran. „Ihm nach über Berge von Leichen! Ihm nach, wo ihre Schwerter die Luft Und ihre Pfeile durchſtreichen! Hinan, und ſchmettert ſie herab Von ſteilen Felſenſpitzen!" Da ſchleicht matt aus der Schlacht ein römiſcher Krieger; es iſt Gottſchalk, Rhingulphs Jugendfreund, jezt übergegangen zu den Römern. „Weh mir! Biſt dus Verräther? Nicht deutſch mehr, Freund auch nicht!" Nach kurzem Kampfe erliegt er Rhingulphs Streichen. „Weh ihm, da ſank er, da lag er; da!" So ſind theils gefallen, theils gefangen alle die Feinde. Varus ſelbſt hat ſich getödtet. „Es iſt vollbracht! Kein Römer lebt, Der nicht mit Ketten gebunden bebt!" So überläßt ſich denn der Barde dem freudigen Gefühle des Sieges, durch welchen wieder Friede und Ruhe in Deutſchlands Gaue zurückkehren wird. Auf dem Schlachtfeld ſtehend fordert er auf zum Danke gegen die Götter, gegen Hermann und gegen die verbündeten Völkerſtämme alle. Auf einen Hügel von Leichen läßt er ſich heben, und vom Prophetengeiſt ergriffen, verkündet er eine Zeit, wo das ſtolze Rom gedemüthigt und nur von Prieſtern beherrſcht ſein werde, dies Rom „der Größe Grab." —

Hieran ſchließen wir ſogleich die freilich erſt 1771 erſchienene „Klage Rhingulphs des Barden"[1]), welche die Fortſetzung zur Hermannsſchlacht bildet. Ein Jahr iſt ſeit derſelben verfloſſen, für Rhingulph eine Zeit tiefer Trauer. Seine Irmgard iſt ihm geſtorben; Hermann ſelbſt iſt von den Deutſchen erſchlagen worden. Seit nämlich Segeſt einſt bei Nacht in Abweſenheit Hermanns Thusnelda, die eigene Tochter, mit Gewalt entführt und den Römern ausgeliefert hat, iſt Hermanns einziger Gedanke, Rache zu nehmen an dem Heimtückiſchen. Aber die Fürſten haben für ihn zwar Klagen, aber keine Luſt ihn zu unterſtützen. Sie zürnen ihm vielmehr, daß er über dem eigenen Schmerz die Sache des Vaterlandes außer Augen laſſe.

1. Leipz. Dyck, mit Vignette. S. W. 1. p 129.

Digitized by Google

Schon hat einer seiner Gegner ihn wollen durch Gift tödten; im offenen Zweikampf erlegt ihn Hermann und schwört gleiches Schicksal jedem, der ihn hindern wolle, seine Schande zu rächen. Da beschließen die Fürsten, ihn in nächtlichem Ueberfalle zu erschlagen. Vergeblich hält ihnen Rhingulph Hermanns Verdienste um das Vaterland und die Schmach des Mordes vor. Sie stürmen hinaus in Hermanns Hain. Mit einem Keulenschlage sprengt Catuald das Thor der Wohnung. Da tritt der Held hervor in die fackelerhellte Nacht. Vor dem Gewaltigen erzittern anfangs die Verschworenen. Er streckt Catuald nieder, erliegt aber endlich der Uebermacht. Rhingulph hat für ihn gekämpft, und selbst verwundet, verflucht er nun die Stelle, wo Hermann fiel. „Brich ab, hier ist der Götter Wille; Brich ab, mein Lied, sey stille." —

Vielleicht reicht selbst diese kurze Skizze hin, ein ungefähres Bild von der eigenthümlichen Form der neuen bardischen Dichtungsart zu geben. Der Barde erzählt oder recapitulirt vielmehr bei sich die selbst erlebten Begebenheiten, und indem diese vor seiner Phantasie in voller Lebendigkeit wieder aufleben, schildert er dieselben auch als völlige Gegenwart mit all den Exklamationen (Seht! Ha!), die der momentane Affekt hervorzurufen pflegt. Dabei wechseln aber mit den erzählenden Partien auch rein lyrische Stellen, und während die letzteren in strengem Versmaaß gehalten sind, so bewegen sich die ersteren in völlig freien Metren, bald mit, bald ohne Reim. So erhält das Ganze in der That ein halb episches, halb lyrisches Gepräge und erinnert vielfach an die damals sehr beliebten geistlichen Oratorien, bei denen das monologisirende Recitativ ebenfalls von Arien und Chören unterbrochen wird. Mag man nun auch gern zugeben, daß bei dieser neugeschaffenen Dichtungsweise gar mancherlei innere Widersprüche, gar viele Längen und Breiten, und häufig schiefe oder forcirte Ausdrücke mitunterlaufen, so wird man doch auch den das Ganze durchdringenden jugendlich kräftigen Schwung, das begeisterte Vaterlandsgefühl und viele wahrhaft poetische Gedanken, ausgedrückt in markiger Sprache, nicht verkennen können.

Wie diese beiden Dichtungen altdeutsches Heldenleben in epischer Weise darstellen sollten, so versuchte K. in seiner „Jägerin"[1]) altgermanisches Liebesleben in Form eines kleinen Idylls zu schildern. Ein junger Barde, bisher kalt gegen weibliche Schönheit, erblickt ein Mägdlein, das sich im Bache wäscht und sich drin spiegelt. Vergebens sucht er sie seit der Zeit im Walde. Endlich sieht er sie wieder; sie jagt den Hirsch; derselbe ist tödtlich getroffen und stürzt. Bei dem getödteten Wild redet er sie an. Sie empfängt ihn kalt und stolz. Da gesteht er ihr weinend seine Liebe und — fühlt sich umschlungen von ihren Armen. Auch sie hat längst ihn geliebt; aber sein Spott über ihr Geschlecht hat sie verletzt. Jetzt ist sie gerächt, und beide sind glücklich in gegenseitiger Liebe.

Nachdem wir so die eigentlichen Bardendichtungen K.'s kurz skizzirt haben, kehren wir zur Darstellung der persönlichen Verhältnisse, die sich an die Herausgabe dieser Gedichte knüpften, zurück. —

Kretschmann hatte das Manuskript zu seinem „Gesang Rhingulphs" an Weiße, den Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste", eines der vorzüglichsten kritischen Organe damaliger Zeit, zur Begutachtung geschickt. „Ich hatte das Glück", so erzählt er selbst[2]), „seinen Beifall zu erhalten. Er übernahm es sogar, mir einen Verleger zu verschaffen, und so erschien mein Gedicht, nachdem ich dabei mehrere seiner einsichtsvollen kritischen Bemerkungen benutzt hatte." Hieraus entstand eine warme Freundschaft zwischen den beiden Männern, welche ein fortgesetzter literarischer Briefwechsel unterhielt.

1. Die Jägerin. Ein Gedicht. Lpz. 1772. Sämtl. W. I. p. 221.
2. In einem Briefe an —r, abgedr. in der „Zeitung für die eleg. Welt." 1806. p. 444.

Digitized by Google

An Gleim hatte K. ein Exemplar ſeines „Geſanges Rhingulphs“ geſchickt und, um ſeine Pſeudonymität zu bewahren, nichts als ein Gedicht „An den Sänger der preußiſchen Kriegslieder“ [1]) in das Buch hineingeſchrieben. Ein Brief, welchen Gleim Tags darauf (den 7. Nov. 1768) an ſeinen Freund Jakobi ſchrieb, iſt ſo charakteriſtiſch für den leicht erregbaren, für alles poetiſch Neue ſchwärmenden Mann, und enthält ein ſo überſchwengliches Lob über K.'s Dichtung, das höchſte allerdings, das ihm je zu Theil geworden, daß wir gegenüber ſo vielen unbedingt verdammenden Stimmen der neuern Kritik es uns nicht verſagen können, denſelben hier abdrucken zu laſſen. [2]) Ein herzlicher Briefwechſel und regelmäßige Zuſendung der beiderſeitigen neuerſchienenen Werke war die Folge. „Seinem Freunde Gleim“ dedicirte K. 1770 den noch zu erwähnenden „Barden am Grabe Kleiſt's“ und ſendete an „Vater Gleim“ faſt regelmäßig zum Geburtstag und Neujahr poetiſche Glückwünſche. [3]) Gleim wollte für ſeinen berühmten „Muſen- und Freundſchaftstempel“, in welchem er die Portraits all ſeiner literariſchen Freunde aufgeſtellt hatte, auch K.'s Bildniß beſitzen. Er ſchickte daher demſelben Geld, ſich für ihn malen zu laſſen. [4]) Auch Gleim kannte übrigens K. nicht perſönlich, und ein beabſichtigtes Zuſammentreffen in Leipzig zur Oſtermeſſe 1794 unterblieb ebenſo, wie ein Beſuch Gleim's in Zittau, um welchen Kretſchmann gebeten hatte. [5])

Auch ſeinem Landsmann, dem jungen Joh. Benj. Michaelis aus Zittau (geb. 1746), der damals als Journaliſt und Theaterdichter in Hamburg lebte, hatte Kretſchmann ſeinen Bardengeſang zugeſchickt, wofür ihm dieſer in einer poetiſchen Zuſchrift dankte. [6]) Als der

1. S. W. I. p. 127.
2. „Einen vortrefflichen Abend, einen Abend, mein Liebſter, hatt' ich geſtern, wie die Götter ihn haben, wenn ſie ſich in Nektar berauſchen. Mit der Leipziger Poſt empfing ich, ohne einen Brief dabey, den Geſang Rhingulphs des Barden, als Varus geſchlagen war. — Geleſen nicht, geſchlungen ward er. Große Freude kann ich allein nicht haben, ich ging nicht, ich flog zu dem Herrn v. Breitenbauch, ihm einen deutſchen Oſſian anzukündigen. Ausgerufen ward zuerſt der deutſche Oſſian, es wurde für einen Scherz gehalten, dann wurde geleſen, ſo in einem fort bewundert und geleſen, und nach dem Leſen noch immer ſo viel bewundert und geſprochen, daß ich ganz heiſer, ſpät um Zwölfe nach Hauſe kam. Welch ein herrlicher Abend! Welch ein unvergleichlicher Barde! Seinen Nahmen, mein Liebſter? Wiſſen Sie ſeinen, durch dieſen einzigen Geſang verewigten Nahmen, ſo bitte ich recht ſehr, um eine Zeile nur, um ſeinen Nahmen, mit der erſten Poſt! — — Der Geſang ſelbſt hat den ſimpelſten und ſchönſten Plan, große Geſinnungen, große Bardengedanken, ein freyes Sylbenmaaß und eine alte fürtreffliche Bardenſprache. Wie wird ſich mein Herder freuen, der nach einem ſolchen Barden tief geſeufzet hat. Sollte er wohl ſelbſt der Barde ſeyn? etc. Gleim's Werke. 1777. VIII. p 25. 3. S. W. II. p. 245. V. p. 56.
4. Liter. Converſationsblatt. 1822. p. 1159, wo Briefe Gleim's und K.'s abgedruckt ſind. Auf das ſo erlangte, zwar nach K.'s Verſicherung ähnliche, aber ſchlecht gemalte Oelportrait ſchrieb Gleim: (Körte, Gleim's Leben. Halberſtadt 1811. p 450.) „Gemalt von einem Nichtmaler 1789.“ Es mißfiel Gleim ganz entſchieden. Sächſiſche Provinzialblätter von E. Reiniger, Großenhayn 1828. Nr. 25. p. 400. „Ich glaube Sie zu kennen aus Ihren Schriften, aus Ihren Briefen, nicht aus Ihrem Bilde, — denn Sie können, können in dieſem da vor mir nicht getroffen ſein. In meinem kleinen Muſentempel kann ich's nicht aufſtellen, es ſticht gegen die andern Bilder zu ſehr ab, es wäre das ſchlechteſte von Selbigen. Nein, nein! für meinen Kretſchmann habe ich zu viel Hochachtung, alſo bitt' ich ihn, nach Dresden zu gehen, bald möglichſt, und ſich malen zu laſſen von Graf, ich ſtehe für die Koſten.“ K. darüber empfindlich, antwortete: „Daß mein Bildniß nur von einem Schüler [Schenau's] gemalt und mithin kein Meiſterſtück, fühlte ich ſelbſt; daß es aber ein ſo überaus großes Ungeheuer wäre, das glaubte ich nicht.“ Vielleicht ſei die Häßlichkeit Schuld des Originals.
5. Liter. Converſationsblatt. 1823. p. 30.
6. Michaelis, ſämtl. W. Wien 1791. II. p. 257.

Du, dem ſein Stern, wie mir, ſtatt lachenden Gefilden,
Der Grazien und Muſen Grab,
Ein feiſt Böotien zum Vaterlande gab,
Wie lebſt du unter unſern Wilden?

Digitized by Google

hoffnungsvolle Jüngling ſchon 1772 bei Gleim in Halberſtadt ſtarb, widmete ihm Kretſchmann einen Nachruf. [1])

Ebenſo hatte er ſein Werk an Michael Denis in Wien, den Ueberſetzer der Werke Oſſian's, zugleich mit einer Ode: „Rhingulphs Lied an Sined, den Druiden der Harfe“ [2]) geſendet und durch dieſe Umkehr von Denis' Namen nicht nur Denis nach deſſen ausdrücklichem Geſtändniß [3]) beſtimmt, dieſen Namen als Dichter fortan beſtändig zu führen, ſondern auch den hauptſächlichſten Anlaß zu jener bald allgemein werdenden Bezeichnung der Dichter mit beſonderen Bardennamen gegeben. Ueber ein Jahr lang wußte Denis nicht, „wem er das ſchöne Lied verdanke.“ Als er aber den Namen des Verfaſſers erfuhr, richtete er an ihn: „Sined's Geſicht, Rhingulphen, dem Freunde der Geiſter, gewidmet“ [4]), und ſo entſpann ſich für K. auch nach Wien hin ein, wenn auch nicht regelmäßiger, doch herzlicher Briefwechſel und literariſcher Verkehr.

Dieſe Werke, an welche ſich in raſcher Aufeinanderfolge noch einige kleinere Gelegenheitsſchriften: „Zu Gellert's Gedächtniſſe. Im Chriſtmonat 1769. Lpz. 1770.“ und „Der Barde am Grabe Kleiſt's.“ Ebd. 1770. [5]) reihten, machten Kretſchmann's Namen ſchnell durch ganz Deutſchland allgemein bekannt, und ſo gehörte er fortan zu den beliebteſten Mitarbeitern an all den Muſenalmanachen jener Zeit. [6])

Wie daher ſogleich das erſte Auftreten K.'s als Barde ihm nicht nur eine Menge der geachtetſten Männer innig befreundet, ſondern ihm auch bei dem Publikum einen Namen gemacht hatte, ſo nahm auch die neue Bardenpoeſie ſelbſt einen raſchen und rüſtigen Aufſchwung. Klopſtock's (mit welchem übrigens K. in keiner perſönlichen Beziehung geſtanden zu haben ſcheint,) „Hermannsſchlacht“ war inzwiſchen 1769 erſchienen, und bald folgten ſeine beiden andern Bardiete „Hermann und die Fürſten“ und „Hermanns Tod.“ Auch ſeine Oden, jetzt bardiſch umgearbeitet, kamen 1771 zum erſtenmal geſammelt heraus und führten die neuen

---

Darf noch die gute Poeſie
Sich dann und wann aus ihrem Kerker wagen?
Und braucht man ſonſt zu was Genie,
Als zu Repliken und zu Klagen?
Ein Rhingulph ſelbſt verwünſcht, ſo deutſch er ſchlug und dachte,
Ein Volk, das Flins im Grimm zu ew'gen Sorben machte. —

Dieſer oder ein ähnlicher Ausfall auf die literariſche Intelligenz der Lauſitz überhaupt, veranlaßte den Görlitzer Gymnaſiallehrer Hortſchansky, ſeine werthvollen „Nachrichten von den Journalen, welche in der Oberlauſitz herausgegeben, oder doch von Lauſitzern verfaßt worden ſind“, zu ſchreiben. 1776. Vierte Fortſetzung p. 21: „Ich las in einer gewiſſen Schrift das vor unſer Vaterland anſtößige Urtheil J. D. Michaelis, da er unſere Lauſitz Boeotiae similem nennt. Wahrſcheinlich weil ſich von der Lauſitz wenig der jetzigen Modegelehrſamkeit der ſchönen Geiſter ergeben haben.“

1. S. W. V. p. 21. „Biſt auch du verwelkt, du holde Blume.“
2. S. W. V. p. 13. Oſſian's und Sined's Lieder. Wien 1784. 4. IV. p. 177.
3. Retzer a. a. O. I. p. 59.
4. Retzer a. a. O. I. p. 182. Ebd. II. p. 150. ſind mehrere Briefe zwiſchen D. und Kr. abgedruckt.
5. S. W. II. p. 123. I. p. 251.
6. So erſchienen ſchon 1770 in dem Leipziger „Almanach der deutſchen Muſen“ einige Kleinigkeiten von ihm; ebenſo finden ſich in dem erſten Jahrgang des Göttinger „Muſenalmanachs“ von 1770 und faſt in allen folgenden, desgl. in Schmid's „Anthologie der Deutſchen“ (1770—72), in deſſen „Taſchenbuch für Dichter und „Dichterfreunde“ (1774—79), ſpäter in Becker's „Taſchenbuch und Almanach zum geſelligen Vergnügen“ (1794—1809), ſowie in deſſen „Erholungen“ faſt alljährlich zahlreiche Beiträge, theils in Verſen, theils in Proſa, die Kretſchmann ſpäter größtentheils in ſeinen „Sämtlichen Werken“ ſammelte. Auch Voß erſuchte ihn brieflich um Beiträge für ſeinen Hamburger „Muſenalmanach.“ Die Antwort K.'s an Voß iſt abgedruckt in „Sächſ. Provinzialblätter“, herausgegeben von E. Reiniger. Großenhayn 1822. p. 422.

Digitized by Google

Ausdrücke und Anſchauungen bei dem geſamten leſenden Publikum (denn wer hätte nicht die Klopſtock'ſchen Oden leſen ſollen!) ein. Denis war 1770 in ſeiner „Bardenfeyer am Tage Thereſiens" ebenfalls als Barde aufgetreten. Selbſt der alte Bodmer in Zürich hatte, wie er einſt, nach Klopſtock's Vorbild, bibliſche Epen gedichtet, ſich auch in der neuen Gattung verſucht und ein bardiſches Gedicht „die erſten acht Odyſſeen" gefertigt, das ihm Denis ſollte an's Tageslicht bringen helfen. [1])

Auch Weiße hatte 1770 durch ein Schriftchen: „Von den Barden, nebſt etlichen Bardenliedern", (die Ueberſetzung eines kürzlich in Folge der Unterſuchungen über Oſſian erſchienenen engliſchen Werkes über Begriff und Weſen des Bardenthums, ſowie über das hohe Anſehen der Barden bei den altnordiſchen Völkern,) das Seinige zur Verſtändigung über die literariſche Tagesfrage beizutragen geſucht. Vor Allem aber begrüßte die poetiſche, für Freiheit und Vaterland ſchwärmende ſtudirende Jugend die neue vaterländiſche Dichtungsart mit hohem Jubel. Die Göttinger zumal fühlten ſich, ſchon um der Verehrung willen, die ſie Klopſtock, dem Altmeiſter der Barden, zollten, durch und durch als altdeutſche Barden, und verherrlichten das Bardenthum in der bekannten ſtudentiſchen Weiſe, der ja der Hainbund, als ſolcher, ſein Entſtehen verdankte.

Statt der bisherigen ſionitiſchen Harfe ertönte daher jetzt überall die altnordiſche Telyn, und der Name Barde ſtatt Dichter fand auch bei denen allgemeinen Eingang, die ſich ſonſt von dem bardiſchen Weſen fern hielten. Mit Eichenlaub bekränzt, dichtete und ſang jetzt der Barde im Barden-Hain. Wodin, Thor und Freia waren die allgefeierten Götter des Tages; Walhalla galt allgemein für den Himmel der Seligen. Der Vorgang K.'s, ſich einen beſondern Bardennamen beizulegen, fand allgemeine Nachahmung. Denis hatte er ſelbſt, wie bereits erwähnt, zu „Sined" umgetauft. Bald hieß Gerſtenberg Thorlaug, Klopſtock Werdomar (nach dem Führer des Bardenchors in ſeiner Hermannſchlacht), Gleim der Führer der Brennenheere, Ramler Friedrich's Barde, Weiße der Oberbarde an der Pleiße, Michaelis Minnehold, Jakobi Teuthard, und den jungen Hartmann (damals in Tübingen, ſpäter in Mietau,) weihte K. ſelbſt in dem Göttinger Muſenalmanach von 1773 feierlich zum Barden Telynhard. [2])

Aber auch ernſtere, wiſſenſchaftliche und nationale Zwecke waren ſich wenigſtens die hervorragenden unter den Barden bewußt mit ihren Beſtrebungen zu verbinden. Zunächſt galt es, den Begriff dieſes vermeintlichen, urdeutſchen, ſpäter untergegangenen Bardenthums zu reconſtruiren, wozu lateiniſche, griechiſche und engliſche Hiſtoriker zu Hülfe gerufen wurden. Ziemlich zuverſichtlich ſtellt Klopſtock [3]) das Weſen des Bardicts folgender Maßen feſt: „Wir haben Barde nicht untergehen laſſen, und was hindert uns, Bardiet wieder aufzunehmen? Wenigſtens habe ich kein eigentlicheres und deutſcheres Wort finden können, eine Art Gedichte zu benennen, deren Inhalt aus den Zeiten der Barden ſeyn und deren Bildung ſo ſcheinen muß. Ohne mich auf die Theorie dieſer Gedichte einzulaſſen, merke ich nur noch an, daß der Bardiet die Charaktere und die vornehmſten Theile des Planes aus der Geſchichte unſerer Vorfahren nimmt, daß ſeine ſeltenen Erdichtungen ſich ſehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und daß er nie ganz ohne Geſang iſt." Die nationale Tendenz wird zugleich beſonders von K. hervorgehoben. [4]) „In dergleichen Liedern prieſen die Barden die Ahnherren und Urväter ihrer Nazion, ihre erſten vergötterten Helden; ſie befeuerten den Muth der Krieger; ſie

1. Retzer II. p. 110. Brief Bodmer's an Denis vom 4. April 1771.
2. Auch in K.'s S. W. V. p. 48. Vergl. den Brief Hartmann's an Denis darüber. Retzer II. p. 195.
3. Anmerkungen zur Hermannsſchlacht. Sämtl. W. Lpz. 1804. VIII. p. 245.
4. S. W. I. Vorrede, über das Bardiet.

Digitized by Google

lobten den braven Mann und ſpotteten über den feigen und nichtswürdigen. Der Bardiet war alſo religiös, hiſtoriſch, kriegeriſch und moraliſch. Der Bardiet iſt alſo ein Erbtheil von unſern ehrwürdigen Ahnherren, ein unleugbares Zeugniß von dem dichteriſchen Nazionalfunken. Indem man daher dieſe Dichtungsart wieder ins Leben ruft, giebt man der Poeſie überhaupt einen neuen Zweig und daher eine erhöhte Mannigfaltigkeit, ohne dadurch andere Dichtungsarten zu verdrängen. In ſein Gebiet würde vorzüglich die altgermaniſche Geſchichte, der Kriegs- und Schlachtgeſang gehören; Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Edelmuth, Keuſchheit, Redlichkeit, Freundſchaft und Liebe würden ihm die reinſten Umriſſe, die ſtärkſten Züge leihen." Wie ſich daher K. von dem Bardenthum das Erſtehen einer nationalen Epik verſpricht, ſo erwartet Denis [1]) davon (im Hinblick auf Klopſtock's Bardiete) zugleich ein echtdeutſches Nationaldrama. „Würde die Bardenpoeſie allgemeiner, dann wäre auch Hoffnung, mehr Nationalſtoffe auf unſern Theatern zu ſehen. Sollten dieſe nicht größeren Eindruck auf unſere Landsleute machen, als die abgenutzten griechiſchen und römiſchen Halbgötter und Helden, die man auf das Wort auswärtiger Schriftſteller, die nur ihr Einheimiſches groß machen, ſo bewundert, als ob die vaterländiſche Geſchichte kaum einen Charakter beſäße, der der Nachwelt zum Beiſpiel aufgeſtellt werden könnte." Darum ſollte die Bardenpoeſie zur Ehre Deutſchlands eigenthümlich an Gehalt und Sprache den Ausländern entgegengeſtellt werden. Wie von dem unnatürlichen Zwange römiſch-griechiſcher Mythologie wollten die Barden die nationale Dichtung auch von der Feſſel eines ſtrengen Metrums, ja ſogar von der Nothwendigkeit des Reimes entbinden. [2]) Naturwüchſig in aller Kraft und ſittenſtreng bei aller Freiheit, wie die alten Deutſchen ſelbſt, ſollte auch die deutſche Bardenpoeſie ſein, und nicht den Göttingern allein galt Wieland's franzöſiſche Frivolität als ſittenverderblich; auch die ganze Halberſtädtiſche Schule erſchien dem jungen Hartmann als viel zu weichlich. [3]) Und wie Klopſtock vorſchlug, eine Belohnung auszuſetzen, ob nicht in irgend einer Kloſterbibliothek noch Ueberreſte der altdeutſchen Bardenpoeſie aufzufinden ſein ſollten, und wie er Karl dem Großen zürnte, daß er ſeine Bücher zum Theil habe zum Beſten der Armen verkaufen laſſen [4]), ſo blickten die Barden alle mit großen Hoffnungen auf den jungen Kaiſer Joſeph, das Haupt Deutſchlands, der, deutſch geſinnt im Gegenſatz zu dem franzöſirenden Friedrich dem Großen, das Bardenthum begünſtigen und fördern werde, als einen Hebel zur Regenerirung Deutſchlands. Daher dedicirte ihm auch Klopſtock ſeine Hermannsſchlacht.

Werfen wir, ehe wir zu der eigentlichen Entartung des Bardenweſens übergehen, welche freilich nur allzu ſchnell eintrat und vielleicht eintreten mußte, hier einen Blick auf die Barden und ihre Beſtrebungen, ſo werden wir ihnen eine gewiſſe Achtung nicht verſagen können. Man kann freilich mit Recht ſagen, daß die ganze Bardendichtung auf eine Verirrung hinauslaufen mußte, da nicht nur der Macpherſon'ſche Oſſian, durch den ſie unmittelbar angeregt wurde, ſelbſt eine, damals freilich noch nicht als ſolche erkannte Täuſchung, ſondern auch die Meinung, daß, wie die Celten in England und die Normannen in Skandinavien, ſo auch die Germanen in Deutſchland einen beſonderen Orden geweihter Sänger oder Barden gehabt haben, ein Irrthum war. Auch der Name Bardiet, den man den neuen Gedichten gab, beruht höchſt wahrſcheinlich auf einem philologiſchen Fehler. [5]) Mit der bibliſchen Epik und Dramatik, aus welcher ſie

1. Oſſians und Sineds Lied... Wien 1784. 4. I. p. 85.
2. Geſang Rhingulphs p. 26. „Mein Herz ſingt mit und mein Gedicht Sogar erkennt Roms Vorſchrift nicht." S. W. I. p. 17.
3. Retzer a. a. O. II. p. 195. Brief an Denis. 4. Ebd. II. p. 114.
5. Tacit. Germ. 3. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem baritum [barditum] vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur etc. vgl. die Ausleger. Während hier wahrſcheinlich baritus (von bar Schall, baren ſchallen, Grimm, Wörterbuch

Digitized by Google

entſprungen, theilt die bardiſche vor Allem den Grundfehler, daß die Perſonen und Situationen, welche ſie beſingt, keine hiſtoriſch feſte Geſtaltung haben, weshalb die Phantaſie des Dichters hier mehr, als bei irgend anderen hiſtoriſchen Stoffen ergänzen muß. Immer aber iſt der Dichter ein Kind ſeiner Zeit und trägt daher die Anſchauungen und Empfindungen der Gegenwart unwillkürlich auch auf die Geſtalten der fernen Vorzeit über. Und iſt dieſe Gegenwart zumal eine ſo weichherzige, thränenſelige, wortreiche, wie die damalige, ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, den Hermann Klopſtock's, wie K.'s, ſtets reden, weinen, verzweifeln, ſtatt handeln zu ſehen. Dieſen Mangel an Handlung ſuchen daher beide Dichter durch Schilderung germaniſcher Sitten nach Tacitus zu erſetzen, dort dramatiſch durch Darſtellung von Opfern, Bardenaufzügen, Kampfesweihe und ſtandhaft Sterben, hier lyriſch-epiſch durch Schilderung germaniſcher Einfachheit, Freundſchaft, Vaterlandsliebe. Die dramatiſche Form, welche Klopſtock, in Folge ſeiner bibliſchen Dramen wählte, iſt jedenfalls ein noch größerer Mißgriff zu nennen. K. ſchloß ſich enger an Oſſian an und erfaßte mindeſtens richtiger das Weſen volksthümlicher Dichtung. Jedoch der monologiſirende Ton vernichtet die für das Epos nothwendige Ruhe und Plaſtik. Aber trotz dieſer offenbaren Mängel verdienen unſerer Meinung nach dieſe Beſtrebungen doch ein milderes und anerkennenderes Urtheil, als die heutigen Literaturhiſtoriker [1]) meiſt ihnen zu Theil werden laſſen. Es waren die begeiſterten Verſuche, ein nationales Epos und Drama zu ſchaffen; ſie haben den Sinn für volksthümliche Naturdichtung mit anbahnen helfen; ſie haben mitgewirkt zur Befreiung der deutſchen Literatur aus fremden Banden; ſie waren die zahmeren Vorläufer jener unmittelbar nach ihnen auftretenden, das Recht der ſteifen Regel rückſichtslos bekämpfenden Sturm- und Drang-Dichter; ſie haben mehr durch das, was ſie gewollt, als durch das, was ſie geleiſtet, mit beigetragen zu der Erweckung und Erſtarkung eines deutſchen Nationalgefühls.

Dieſes relative Lob aber müſſen wir allerdings beſchränken auf die Anfänge dieſer Dichtung. Denn alsbald artete dieſelbe aus und machte ſich mit Recht des Vorwurfs der Lächerlichkeit ſchuldig, welcher ſpäter an dem Bardenweſen überhaupt haftete. Indem nämlich dieſe Dichter, ihres Bardenberufes eingedenk, nun auch die großen Thaten der Gegenwart bardiſch zu beſingen unternahmen, trat erſt der Widerſpruch zwiſchen der Einfachheit altgermaniſcher Verhältniſſe, die ſie wieder hervorzuzaubern gedachten, und den Zuſtänden und Sitten der Gegenwart, klar hervor; kurz der Bardengeſang mit ſeiner alterthümlichen Einkleidung, angewendet auf die modernen Verhältniſſe, mußte zur Carrikatur werden. Dies ſahen die Barden entweder gar nicht, oder zu ſpät ein; aber der bald laut werdenden Kritik ward es leicht, dies ſchlagend nachzuweiſen, und ſo verlor die ganze Bardendichtung alsbald allen Credit.

---

p. 1121.) zu leſen, und dieſer baritus nur von der Art und Weiſe, wie jene Geſänge angeſtimmt wurden, zu verſtehen iſt, las man mit einigen Handſchriften barditus, ſetzte es mit dem celtiſchen Wort bard in Verbindung und gründete darauf die ganze Anſicht von einer urdeutſchen Dichtungsart, den Bardieten.

1. Gervinus, 4. Aufl. IV. p. 205: „Man durfte hoffen, ſeine dürftigen Gedanken am wirkſamſten mit den verſchwimmenden Tönen dieſer muſikaliſchen Proſa [Oſſian's] zu verhehlen oder ſeine poetiſche Blöße mit dem bauſchigen Gewande der nordiſchen Mythologie zu bedecken.“ Bilmar, 3. Aufl. II p. 140: „Aus dieſen Bardieten [Klopſtock's] entwickelte ſich bald bei uns die Bardenpoeſie oder das mit Recht ſo genannte Bardengebrüll, eine der ſchwächſten und in den meiſten Beziehungen geradezu kläglichen Nachahmungen nicht unſers großen Dichters, ſondern einer ſeiner Verkehrtheiten.“ Gödecke, Eilf Bücher deutſcher Dichtung. I. p. 676: „Dichter mochten und konnten dieſe Männer im eignen Namen und mit eignem Inhalt nicht ſein, darum wählten ſie ſich Masken, bald die des Anakreon, bald die eines Barden, eines ſelbſtgewählten Phantoms, und meinten der Entwickelung der Literatur große Dienſte zu thun, wenn ſie dieſe kindiſchen Mummereien wie ernſte Dinge behandelten.“ Milder urtheilen Kurz, II. p. 478 ff. Koberſtein, 4. Aufl. II. p. 1383 ff. Löbell, Entwickelung der deutſchen Poeſie. 1856. I. p. 103 ff.

Digitized by Google

Auch auf diesem Abwege erblicken wir Kretschmann als einen der Ersten. In „Gellert's Ehrengedächtniß" (1770) tritt zwar der eigenthümliche Bardenton noch wenig hervor: es ist ein gewöhnliches Trauergedicht, worin des Verstorbenen Tugenden und Verdienste über seinem Grabe gepriesen werden. Aber in dem „Barden am Grabe Kleist's" (1770) zeigt sich bereits die ganze Verkehrtheit, zu welcher nothwendig die Anwendung des Bardengesanges auf moderne Zustände führen mußte. Nicht nur das ganze Leben Kleist's erzählt hier der Barde in jener theilweis monologisirenden Manier, sondern in Klopstock's Weise auch seine vorweltliche Geschichte, z. B. wie Kleist's künftiger Schutzengel, mit Veilchen, Rosen und Myrthen den Helm bekränzt, und Leier und Schwert zugleich in der Hand haltend, Schwerin's Engel umarmt und so des künftigen Helden Laufbahn symbolisch andeutet. Es ist dies, wenn auch im Bardengewande, nichts als die gespreizte Gelehrtenpoesie der damaligen Zeit mit ihren lateinischen Namen (Borussien, Rathenien) mit ihren Allegorien und mit den Personifikationen der Tugenden und Laster, vermengt mit der Klopstock'schen Sentimentalität, die an den Gräbern weint und sich der Umarmungen freut, unter welchen die Gefallenen von ihren Engeln in den Himmel eingeführt werden. Nimmt man noch hinzu das deutschthümelnde Streben, die modernen, wenn auch eingebürgerten Fremdwörter mühselig zu umschreiben [1]), und das lobhudelnde Anfingen Friedrich's des Großen, „des Königs groß im Streit und im Gesang der Saiten", der schließlich Kleist ein Denkmal setzen lassen soll, so muß diese Art Dichtung allerdings als eine völlige Verirrung bezeichnet werden. K. fühlte dies später selbst und gesteht [2]), daß obiges Gedicht kein Barditt sei, weshalb er es bei Herausgabe seiner S. W. nur als „Ehrengedächtniß Kleist's" bezeichnete. — Noch weiter aber trieb das Bardenspiel Denis, der als der Barde Maria Theresia's und Joseph's, nicht nur die Kaiserin als Fürstin, Gattin, Mutter, Kriegerin ꝛc. bald durch einzelne Barden, bald durch Bardenchöre besang, sondern auch alle die Reisen Joseph's in die verschiedenen Provinzen, selbst seine großen Manoeuvres schilderte. Hielt er dabei auch streng den Charakter des alten Barden Sined fest, der vom Knaben mit der Harfe begleitet, vom innern Drange bewegt, gleichsam im Namen des Volks des Kaisers Thaten durch den Gesang verewigt, so stören doch auch bei ihm, trotz aller Erhabenheit der Gedanken, und trotz aller Würde der Rhythmen, jene selbigen Umschreibungen moderner Begriffe, und der Vorwurf, den Gervinus [3]) der ganzen Bardenpoesie macht, als sei dieses Anfingen der gekrönten Häupter nur eine neue Art der Hofpoesie, erscheint bei Denis vollkommen gerechtfertigt. — Klopstock in seinen bardischen Oden verfiel zwar nicht in diese Fehler; aber dennoch konnten alle die zahlreichen fingirten Bardennamen, mit denen er den altgermanischen Dichterhimmel bevölkerte, und durch welche er bald Hermann und Wittekind, bald das Schlittschuhlaufen besingen ließ, unmöglich ein wahrhaftes Interesse erregen. Und als die Mitglieder des Göttinger Hainbunds bei der Feier von Klopstock's Geburtstage (2. Juli 1773) das bekannte literarische Fehmgericht über Wieland gehalten hatten [4]), und nun die übertreibende Fama gar von einer Bardengesellschaft an der Leine fabelte, die an die Hunderte stark auf die benachbarten Berge zöge, in Thierhäute gemummt, um Mitternacht opfere, Wodan und Klopstock anriefe, Bildnisse verbrenne und dazu viel Bier

1. S. W. I. p. 294: „Da blökten hundert ehrne Drachen Die todesvollen Feuerrachen Und hauchten sie mit Donnern an: Weg waren Roß und Mann." Die Redouten sind die „Nester" der Drachen. „Sie folgten, drangen durch und stiegen In's erste, dann in's zweite Nest, Und machten, daß die Drachen schwiegen Und banden ihre schwarzberußten Wächter [die Kanoniere] fest." p. 297.
2. S. W. I. p. 35: „Das Gedicht auf Kleisten, das sonst den Namen des Barden führte, ist demnach kein Barditt. Es schildert einen Helden und Dichter, den wir selber noch persönlich kannten. Es hat heutige Sitte und verfeinerte Sprache. Der Name des Barden war also eine Ziererey, welche wegbleiben sollte."
3. 4. Aufl. IV. p. 201 ff.
4. Prutz, Göttinger Dichterbund. Lpz. 1841. p. 247.

Digitized by Google

trinke [1]), da fing das Bardenthum an, lächerlich, ja wegen des freiheitsſüchtigen Tyrannenhaſſes [2]) der Göttinger ſogar verdächtig zu werden.

Sehen wir nach dieſer Darſtellung des Entwickelungsganges, den die Bardenpoeſie genommen, welchen Anklang dieſelbe außerhalb der eigentlichen bardiſchen Genoſſenſchaft gefunden. Weder zu Leipzig, noch zu Wien wollte das Publikum rechten Geſchmack daran gewinnen. „Wundern Sie ſich nicht", ſchreibt Weiße 1772 an Denis [3]), „daß Ihren Wienern noch nicht die Bardenlieder recht ſchmecken wollen. Es geht bey uns nicht beſſer, und der Edlen giebt es wenige, die die Schönheiten derſelben zu empfinden wiſſen. Die Urſache liegt wirklich mit daran, daß die wenigſten in der alten deutſchen Mythologie genug unterrichtet ſind." Auch von Tübingen aus klagt Hartmann [4]), daß daſelbſt noch viel Barbarei und Irrthum herrſche. „Nur Wenige wiſſen den Werth, den Denis, Klopſtock und Kretſchmann hat, und welchen ihnen die Nachwelt geben muß, wenn ſie klüger iſt, als die jetzt lebende." Und auch aus Frankfurt ſchrieb der erſt 20jährige, eben von der Univerſität zu Leipzig zurückgekehrte Göthe, den ſchon damals die Formloſigkeit der Bardendichtung verletzte und der den nationalen Enthuſiasmus der Barden nicht theilte, über Rhingulph's Geſang an Friederike Oeſer nach Leipzig [5]): „Gott ſei Dank, daß wir Friede haben; zu was das Kriegsgeſchrei? Ja wenns eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder ſonſt was läge. Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Muth aus den Augen blitzt. Und was geht mich der Sieg der Deutſchen an, daß ich das Frohlocken mit anhören ſoll, ah! das kann ich ſelbſt." Selbſt Boie, der ruhige und verſtändige Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs mußte ſchon 1771 in einem Briefe an Knebel in Weimar, einen heftigen Gegner Rhingulph's, ihm zugeben: „Ich fürchte, Sie haben mehr Recht, als mir um den guten Barden lieb iſt; aber ganz beiſtimmen kann ich Ihnen doch nicht, ob ich gleich glaube, daß wir dieſen Ton, in den wir von ungefähr gefallen ſind, übertrieben haben." [6]) Und daß auch im Lager der Barden ſelbſt Zwieſpalt herrſchte, zeigt ein Brief von Voß [7]) 1774, worin er ſeinem Freunde Brückner kurz nach Klopſtocks Beſuch in Göttingen meldet, wie es deſſen und des Bundes Abſicht ſei, „manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, z. B. einen Heyne, Weiße, Rhingulph ꝛc. zu zertrümmern."

Nur allmählich erſt wagte es aber die öffentliche Kritik, ihr Urtheil zu fällen; ſo groß war zumal die Achtung vor Klopſtock's Namen, der für den Altvater der Barden galt. Sehr

---

1. Darauf ſpielt Wieland an in dem „verklagten Amor." Sämtl. Werke. 1794. Lpz. V. p. 213. (Seit Amor aus dem Olymp und von der Erde verbannt iſt:)

„Die Muſen ſelber krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtſchatkiſche Geſänge vor, entſagen, um neu zu ſein, dem Schönen,
Betäuben den Verſtand und martern unſer Ohr.
Es hieß ſogar (wir wollen Beßres hoffen:)
Sie hätten einſt in dickem Gerſtenſaft
Mit Wodans wilder Bruderſchaft
Aus Menſchenſchädeln ſich beſoffen."

2. Dieſen hatte wohl Göthe vorzugsweiſe im Sinn, wenn er das Entſtehen der ganzen Bardenpoeſie in folgender Weiſe erklärt (Dichtung u. Wahrheit. S. W. in 40 Bden. XXII. p. 107.) „Das von Klopſtock erregte Vaterlandsgefühl hatte keinen Gegenſtand, an dem es ſich hätte üben können. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man ſich Tyrannen, und dazu mußten die Fürſten und ihre Diener ihre Geſtalten hergeben."
3. Retzer, a. a. O. II. 4. Brief an Denis. 1773. Ebd. p. 197.
5. 13. Febr. 1769. Briefe an Leipziger Freunde, herausgeg. von Jahn, p. 154.
6. Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechſel. 1835. II. p. 94.
7. Briefe von J. H. Voß. Halberſt. 1829. I. p. 178.

Digitized by Google

vorſichtig drückt ſich die erſt 1772 erſchienene Rezenſion ſeiner Hermannsſchlacht (Allg. Deutſche Bibliothek XII. II. 24.) über dieſes Bardiet aus. Sie nennt zwar den dialogiſchen Theil vortrefflich, was freilich nicht hinreiche, ein Trauerſpiel zu bilden. „Wir wollen es blos in Abſicht auf Gedanken, Ausdruck und ſchöne Situationen als ein vortreffliches Stück, das eine Meiſterhand verräth, unſern Leſern empfehlen.“ Auch Göthe, der ſich lebhaft an der Redaktion der Frankfurter gelehrten Anzeigen betheiligte, ſpricht ſich in der Anzeige [1]) der Lieder Sined's (1772) noch nicht gegen das Bardenweſen überhaupt aus. „Rechtſchaffenheit und Patriotismus wird in dieſem oder im Tone der Gleim'ſchen Kriegslieder am beſten verbreitet, und der Dichter ſelbſt ſetzt ſich lieber in die Zeiten der Sittenunſchuld und der ſtarken Heldengeſinnung zurück, als daß er unſere tändelnden Zeiten beſingt.“ Aber Rhingulph ſpricht er bei der Anzeige von deſſen „Jägerin“ [2]) den Bardenberuf gänzlich ab. „Er iſt nicht für die Wälder geboren. Wir wünſchten, er möchte die Harfe mit der Zither vertauſchen, um uns an einem ſchönen Abende von Lieblichkeiten der Empfindung vorzuſingen. Er würde unſere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit geſellſchaftlichem Freudedank belohnen.“ — Wieland wünſchte endlich auch für ſeinen „Merkur“ ein kritiſches Sendſchreiben über das „Bardenunweſen“ (ein Ausdruck, der nach ihm ſtereotyp geworden iſt,) und übertrug die Arbeit Chr. H. Schmid in Gießen. [3]) Halb ſchüchtern, halb gutmüthig wünſchte er, der wenigſtens von den jüngeren Barden viel Verletzte, Kretſchmann und Denis geſchont, wenn ſie auch nicht ganz leer ausgehen ſollten. „Beyde könnten Nationaldichter ſein, wenn ſie wollten. Für wen aber ſchreiben dieſe Leute jetzt? Wer lieſt ſie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer dieſen Bardenton im Jahre 1773 anſtimmt, navigel Anticyram.“ [4]) — Mit ſchonungsloſer Schärfe aber deckte Herder, der das Weſen volksthümlicher Dichtung freilich beſſer erkannt hatte, in einer Rezenſion der Denis'ſchen und Rhingulph'ſchen Bardenlieder [5]) (1772) die innern Widerſprüche des Bardenthums auf. „Da nirgend im Zuſtande unſrer Verfaſſung, Lebensart, Sitten, Wiſſenſchaft, Kunſt und Denkart Bardit angetroffen wird, — welche brodloſe Kunſt iſt es, Bardenfeyer anzuſtellen, celtiſche Hütten zu bauen, die ja doch nur meiſtens Lauben von dünnen Worten und Figuren ſind. Eben der Barde, der ſeine Welt ſo eigen und groß beſang [Oſſian], ſollte uns lehren, die unſrige eben ſo eigen und wahr zu beſingen, — nicht zu rauben, nicht einem fremden Jahrhundert zu fröhnen.“ Noch härter ſpricht er ſich über Rhingulph aus, obwohl er Begeiſterung für Tugend, Keuſchheit, Vaterland, ziemlich angenehme Deklamation und leichte Versart anerkennt: „Rhingulph iſt gradezu kein Barde! So wenig in die Geheimniſſe der alten Haine eingeweiht, hat Hertha's Honigwein und Fräa's Frühlingsluft nur ſo im Traum geſehen, — kurz ohne Bardenkonkordanz: wo Rhingulph der Barde gut ſingt, ſingt er immer modern; ganz nach der Weiſe unſres Jahrhunderts. Sein glattes Kinn verräth ihn, er ſollte das Bardenhemde wegwerfen, das nicht für ihn gemacht iſt. [6])

---

1. S. W. in 40 Bden. XXXII. p. 56. 2. Ebd. p. 27.
3. Merkur. 1773. II. p. 160.
4. Wieland's Ausgewählte Briefe an verſchiedene Freunde. Zürich. 1815. III. p. 131. Brief an Merkel, den 8. Jan. 1773. 5. Allg. Deutſche Bibl. XVII. p. 437 ff. 452 ff.
6. Später noch geiſelt Herder die Bardendichtung in der bekannten Fabel: (Werke zur ſchönen Lit. und Kunſt. III. p. 239.)

Der Hirſch wollt' einſt ein Elend ſeyn
Und dehnt' ſich und bekam —
Quandoweiſ' das böſe Weſen.

* * *

Wie einſt in vielem Bardenkram
Ausführlicher zu leſen.

Aehnlich charakteriſirten ſchon 1772 die „Deviſen auf deutſche Gelehrte, Dichter u. Künſtler“ Kretſchmann's

Digitized by Google

Dieſe Urtheile, ausgeſprochen in den hauptſächlichſten kritiſchen Organen der Zeit, Urtheile, die wir ſelbſt nicht als falſch, höchſtens als unbillig bezeichnen können, inſofern ſie das redliche nationale Streben der Barden gar nicht mit in Rechnung bringen, waren allerdings nicht geeignet, die Barden, ohnehin meiſt Gefühlsmenſchen, mit der Kritik zu befreunden. Bitter beklagt ſich daher zumal Kretſchmann oft über „die Kritikaſter, dieſe Bettelvoigte des Parnaſſes, die da wegwerfen mit Eigenſinn, loben nach Dünkel und Laune. Es wird der Nachwelt unglaublich vorkommen, daß wir es bei allen despotiſchen, ſchiefen, hämiſchen, beſtochenen, ungerechten, widerſpruchsvollen Urtheilen dieſer unbefugten Schultheißen noch ſo weit mit unſrer Dichtkunſt bringen konnten.“ [1]) Die Bitterkeit dieſer Kritik und die dadurch zum Theil mit beſtimmte Theilnahmloſigkeit des Publikums benahm den Barden die Luſt zu weiteren bardiſchen Beſtrebungen. Zwar dichtete Klopſtock nach wie vor bardiſche Oden, und Denis fuhr fort, in der einmal angenommenen Rolle als Barde Joſeph's deſſen Thaten zu beſingen. Und als der bairiſche Erbfolgekrieg (1778) einen neuen deutſchen Krieg befürchten ließ, da ſchilderte er den „Zwiſt der Fürſten“ in ernſter, würdiger Weiſe, unter bardiſchen Formen. Und als bald darauf der Friede zu Teſchen die bangen Gemüther wieder beruhigte, da dichtete, wie Denis, auch Kretſchmann noch ein bardiſches „Friedenslied“ [2]) 1779. Im Ganzen aber konnte die mit ſo großen Hoffnungen und Verſprechungen in's Leben getretene Bardenpoeſie nach kurzer Lenzeszeit ſchon Mitte der ſiebziger Jahre für wieder verſtummt gelten.

Nur als vereinzelte Nachklänge haben wir noch einige literariſche Erſcheinungen zu erwähnen, welche theils von K. ſelbſt ausgingen, theils wenigſtens in ihm noch immer den alten Barden Rhingulph finden ließen. — Der Enthuſiasmus all der Barden für Friedrich den Großen, der durch ſeine Kriegsthaten das deutſche Nationalbewußtſein wieder geweckt, war auch von K. von ſeinen Jünglingsjahren an getheilt worden. Schon in ſeinen Ehrengedächtniſſen auf Gellert und Kleiſt (1770) hatte er ihn geprieſen und in dem Liede auf den Frieden zu Teſchen (1779) ihn, den greiſen Streiter, als den erſten unter all ſeinen Helden beſungen. Als ihm aber Gleim 1789 Friedrich's nachgelaſſene Werke zum Geſchenk machte, da verſetzte ihn des Königs geiſtige Größe in die höchſte Begeiſterung. „Da haben Sie mich nun“, ſchrieb er an Gleim, den 18. März 1789 [3]), „mit einer wahren Herzenswonne auf viele Jahre hinaus verſorgt. Denn dieſer Nachlaß des Großen, Einzigen muß mehr, als einmal, geleſen, durchdacht, wieder geleſen und bewundert werden. So oft ich in ſeinen unſterblichen Werken leſe, vergeſſe ich ganz, daß ich ein Sachſe bin, deſſen Vaterland ſonſt ſeinen Degen mit Thränen benetzte; daß ich ein Deutſcher bin, und er Deutſchlands Geiſt und Literatur verkannte und verachtete; ich bin dann blos ein Menſch, ein Weltbürger, der über den Flug dieſes Sonnenadlers entzückt iſt und nun die höchſte Staffel kennen lernt, zu welcher die Menſchenſeele emporbringen kann. Weiter hinaus iſt Olymp, Walhalla oder Himmel.“ Schon am 23. Mai theilt er Gleim mit, es ſei ihm der Gedanke gekommen, Friedrich in einem Epos zu beſingen. „Am Willen und am ungeſtümen Feuer, das mir die Muſe von Zeit zu Zeit in's Herz wirft, fehlt es wahrlich nicht; aber wohl, o Gott! an Zeit und Freiheit! Ich fühle immer gewaltiger, daß es das ſchwerſte Sujet iſt, das ſich jemals ein Dichter gewählt hat.“ Ein Bruchſtück, das er dem Freunde als Probe zugeſchickt hatte, fand deſſen Beifall, und ſo meldet er Gleim (den 9. Juli 1790):

Dichtungen: „Er prahlt mit weitgeſuchtem Schimmer,
Er feſſelt nicht, er blendet nur.“

Vgl. Pfeffel, I. p. 128: „Der Eſel ſang mit bardiſchem Geſchrei.“

1. Vorrede zu S. W. II. 2. S. W. II. p. 147.

3. Liter. Converſationsblatt. 1822. p. 1127.

Digitized by Google

„Mein Entschluß, dies Gedicht zu vollenden, ist nun fest und unabänderlich.“ Bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, der dem Dichter in Folge unausgesetzter Studien über das Detail der Kriegsereignisse unter den Händen wuchs, gestaltete sich diese „Friedrichiade“ nach und nach zu einem Epos von 12 Gesängen. Endlich nach fünfjähriger Arbeit sendete er (12. Mai 1794) das Manuskript des ersten Theils nicht ohne Bangen an Gleim [1]), der einen Verleger dafür zu suchen versprochen hatte. Erst zwei Monate später kam Gleim's Antwort. Sie lautete: „Das Gedicht ist vortrefflich im Ganzen, nicht aber im Einzelnen.“ Dies Urtheil, durch eine nachträgliche, ausführliche Kritik begründet, hatte zur Folge, daß der Druck des Werkes unterblieb. Durch Veröffentlichung einiger Bruchstücke hoffte K., vielleicht in dem Publikum das Verlangen nach dem Ganzen rege zu machen. Daher erschien 1794 in der Lauf. Monatschr. (p. 261 ff.) ein „Fragment aus dem vierten Gesange eines epischen Gedichtes auf Friedrich den Großen“ und später dasselbe nochmals umgearbeitet als 3ter und 4ter Gesang des Ganzen in Becker's „Erholungen“ 1797. 3tes u. 4tes Bändchen.

Diese beiden Gesänge enthalten die Beschreibung des ersten und zweiten schlesischen Krieges. Sie lassen hinlänglich erkennen, daß die ruhige, plastische Darstellung, wie sie das Epos verlangt, K. nicht zu Gebote stand. Schwer wird es freilich jedem Dichter fallen, das Gewirr der politischen Verhältnisse, welche diesen Kriegen vorangingen und sie begleiteten, in wirklich poetischer Weise zu entwickeln; ja es mag vielleicht sogar unmöglich sein, von jeder einzelnen der vielen Schlachten ein dichterisches Gemälde zu entfalten. Aber der von K. gewählte Weg, die politischen Situationen in Form von Selbstgesprächen theils der handelnden Hauptpersonen, theils sogar personificirter Wesen, wie z. B. der Politik selbst, der Weisheit, der Muse, aus einander zu setzen, um dadurch den an sich unpoetischen Stoff einiger Maßen zu beleben, wirkt ermüdend und selbst komisch. [2]) Und wenn auch einige Schlachten, namentlich die bei Hohenfriedeberg und Sorr ziemlich anschaulich geschildert sind, so stört doch auch hier die von den Bardenliedern her beliebte monologisirende Form der Erzählung, der allzu hohe Schwung der Diktion, die gelehrten Benennungen der Krieg führenden Nationen (Brennen, Pannonier, Gallier, Albion, Czechus Land), und die stets wiederkehrenden, der griechischen Mythologie entlehnten Anschauungen und Bezeichnungen (z. B. Nymphen, Wassergötter, Styx, Elysium). Der schweren, vielleicht nie vollkommen zu lösenden Aufgabe, einen Helden der Gegenwart zum Gegenstande eines epischen Gedichtes zu machen, war K.'s Dichtertalent keineswegs gewachsen. [3])

---

1. Liter. Conversationsblatt. 1823. p. 30.

2. „Wie? (rief sie [die schlaue Politik] mit der lispelnden Sirenenstimme dem jungen Helden nach:)
Du fliehst entwaffnet, gleich der Amme,
Sobald sie einmal sieht?
Bebst Du dem Donner Deiner eignen Siege,
Zagst Du vor dieser Handvoll Blut?“

3. Als Probe diene eine Stelle aus der Beschreibung der Schlacht bei Hohenfriedeberg. (Becker's „Erholungen“ 1797. 4. Bch. p. 197.)
„Sieh da! Wer ist der schmucke Haufe,
Der schon, in allzuraschem Laufe,
Dort in die Brennen dringt,
Und um den Erstlingszweig zum Siegeskranze ringt? —
O seyd mit Thränen mir gegrüßet, wackre Brüder,
Ihr Sachsen, hier im Todesmorgenglanz!
Ach! meine Muse hat für euch heut keine Lieder,
Für euch der Sieg heut keinen Kranz!
Euch lockte Friedrichs List an flammenschwangre Hügel,

Digitized by Google

Indeſſen war die hiſtoriſche Kritik, zum Theil angeregt durch das Bardenweſen der ſiebziger Jahre, bereits zu dem für die ehemaligen Barden betrübenden Reſultate gelangt, daß die alten Germanen weder ſolche Bardenſänger noch ſolche Druidenprieſter, wie ſie in der That bei den Celten in hohem Anſehen geſtanden, gehabt haben. Auch der Dr. Anton in Görlitz hatte in ſeinem Commentar zur Germania des Tacitus [1]) (1799) den Germanen Beides abgeſprochen. Kretſchmann hatte einſt ſelbſt (1779) in Folge ſeiner bardiſchen Studien dieſes Buch überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. [2]) In ſeiner doppelten Eigenſchaft als Barde, wie als Ausleger verletzt, fühlte er ſich daher jetzt gedrungen, da eine briefliche Verſtändigung nicht möglich geweſen war, mit dem alten Freunde um die Exiſtenz eines altgermaniſchen Bardenthums, dieſes ſchönen Traumes ſeines Lebens, öffentlich eine Lanze zu brechen. In einem längeren Aufſatze, überſchrieben: „Haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt, oder nicht?“ ſuchte er im „Neuen Teutſchen Merkur“ (1800. II. p. 168.) mit Aufwand aller ihm zu Gebote ſtehenden philologiſchen und hiſtoriſchen Gelehrſamkeit die Barden dem deutſchen Volke zu vindiciren, jedoch ohne irgend neue und ſchlagendere Gründe vorzubringen. Daher fiel es Anton nicht ſchwer, in einer Replik unter der Aufſchrift: „Die Germanen hatten keine Barden und keine Druiden“ (Ebend. 1800. II. p. 291.) ſeine Argumente zu widerlegen und ſomit auch hiſtoriſch über das Bardenthum vollends den Stab zu brechen.

Und doch ſollte grade ſchon in den beiden folgenden Jahren die Bardenpoeſie noch einmal auftauchen. Wenigſtens erſchien 1801 in Berlin ohne Namen des Verfaſſers eine „Deutſche Bardenfeier“ und 1802 kam ſogar zu Neuſtrelitz ein „Bardenalmanach der Deutſchen auf 1802. Herausgegeben von Gräter und Münchhauſen“ [3]) (in 12.) heraus, in welchen auch K. noch ein bardiſches Gedicht: „Hermann in Walhalla, ein Bardiet“, geliefert hatte. Es bildet daſſelbe gleichſam den Abſchluß von K.'s Trilogie über Hermann. Die Seele Hermann's, zum Himmel empor ſich ſchwingend, wird eingeholt von den Walkyren, durch das Siegesthor eingeführt von Siegmar, und von den Göttern begrüßt. Hertha, Freia, Braga verſprechen umſonſt, ſeinen tiefen Gram zu verſcheuchen. Er will ſeine Thusnelda und die Erdenbarden, Werdomar's Bardiete zumal, nicht vergeſſen. Grade dies aber läßt ihn als „echt“ und der vollen Walhallafreude würdig erſcheinen, von welcher jüngſt ein Abendſchimmer auf Rhingulph's Harfe herniederfiel. So ſehen wir denn K., der einſt (1769) zuerſt in Deutſchland die Bardenpoeſie

---

Vor ſeiner Donner Ziel;
Wo Dümenlin, gleich wie mit losgelaſſnem Zügel
Ein wildes Roß, euch in die Seite fiel.
Umſonſt nur ſchirmt ihr euch an Waſſer und Geſträuche:
Er kam, er ſtürmt', er brach
Durchs Dickicht, wadete durch Teiche,
Und jagt' euch über Damm und durch Gebüſche nach.
Vergeblich ward der Sumpf von eurem Blute roth:
Ach, vor euch, um euch, hinter euch der Tod!“

1. K. Kornelius Tacitus, über Lage, Sitten und Völkerſchaften Germaniens. Aus dem Lateiniſchen, nebſt einem Kommentar, von K. G. Anton. Neue umgearb. Aufl. Görl. 1799. p. 80.

2. Von den Sitten der alten Teutſchen, aus dem Lateiniſchen des Cornelius Tacitus, nebſt einigen Anmerkungen. Leipz. 1779.

3. Nachwort p. 250: „Während wir Teutſchen die von den Altvordern unſrer goldnen Literatur-Periode — einem Klopſt., Gerſtenb., Denis und Kretſchm. — mit Glück und Genie zum Vaterlands-Sinn aufgerüttelte teutſche Seele wieder einem eiſernen Schlafe überlaſſen haben“ ..... ſoll dieſer A[illegible] nach den Verſuch machen „alle edle, teutſche Dichter einzuladen, ſich Wodan's Felſenaltare im alten ſchauerlichen Hayne zu nahen, und dort von Braga's Horn begeiſtert, mit um den Eichenkranz der Barden zu ringen.“

Digitized by Google

eingeführt hatte, noch jetzt nach 33 Jahren treu zu der alten Fahne schwören, so daß er wohl mit Recht den Namen des ersten, wie des letzten deutschen Barden verdient.

Als nun mit Anfang des 19. Jahrhunderts alle die alten bardischen Freunde starben, Denis zuerst (1800), dann Gleim (1803), endlich auch Weiße (1804), da bemächtigte sich seiner tiefe Wehmuth, gedachte er der schönen Zeit ihrer gemeinsamen bardischen Jugendbestrebungen und der großen Hoffnungen, welche sie für ganz Deutschland daran geknüpft hatten, und von denen auch nicht eine in Erfüllung gegangen war. Nicht ohne Theilnahme kann man daher die Zeilen aus seinem Liede auf Denis' Tod [1]) lesen, in denen er den Untergang jener Bardenzeit beklagt, und mit denen auch wir unsern Excurs über dieselbe beschließen wollen:

„Da war noch gute Zeit in Deutschlands Bardenhainen;
Da fanden Lieb' und Liebe sich!
Vertraun und Achtung bot sich schwesterliche Hände,
Dein Geist beseelt' uns, Vaterland!
Uns Barden all' umschlang ein trautes Band, um welches
Das Ausland uns beneidete;
Geweckt durch eigne Kraft, erstanden wir und fanden
In eigner Achtung unsern Lohn;
Wir waren Deutsche, wurden Brüder, blieben Freunde."

Kürzer können wir sein bei der Charakteristik von Kretschmann's übrigen dichterischen Leistungen. Trotz aller Beweglichkeit seines Geistes und aller Lebendigkeit seiner Phantasie war er doch viel weniger Gefühlsmensch, als Verstandesmensch. Auch seine Bardendichtung entsprang eigentlich aus einem durch den Verstand vermittelten Sichversetzen in fremde Zustände und Sitten. So sind auch seine lyrischen Gedichte meist Spiele des Verstandes und Witzes, selten nur wahre Ergüsse tiefer Empfindung. Darum fühlte er sich auch von Jugend an vorzugsweise zu dem geistesverwandten Gleim, dem anmuthigen Dichter der Musen und Grazien hingezogen und blieb demselben nicht nur in herzlicher Freundschaft, sondern auch in bewußter Nachahmung sein ganzes Leben hindurch treu ergeben. Gleich die ersten Gedichte, die er, eben von Wittenberg zurückgekehrt, (1764) herausgab [2]), tragen ganz den Stempel dieser Anakreontischen Dichtung und die lyrischen Produkte [3]) auch seiner späteren Lebensjahre bleiben diesem Charakter treu. Die inzwischen eingetretene classische Richtung der deutschen Nationalliteratur blieb ohne Einfluß auf den bereits älter gewordenen Dichter. — So ruft er sogleich in jenen frühesten Gedichten (S. W. II. p. 163.) der Taube Anakreon's zu, die von Gleim entlassen werden, weil dieser jetzt dem Aesop folge und Fabeln dichte, sie solle zu ihm kommen, auf seinem Saitenspiel sich niederlassen und in seines Mädchens Schooße ruhen. Und so weiht ihn auch Apoll feierlich zum Dichter der Liebe und des Weines (II. p. 161.):

Also wandt' er sich zu mir:
(Götter! welch' ein Feuer!)
„Lieber, sieh da bring' ich Dir,
Weinst Du? meine Freudenleyer.

1. Rhingulph's Klage um Sined. Teutscher Merkur. 1801. I. p. 52. und Meyer, Denis liter. Nachlaß. II. p. 105.
2. „Sammlung komischer, lyrischer und epigr. Gedichte. Frkf. u. Lpz. 1764." (anonym.) In den S. W. II. p. 157—240. — „Scherzhafte Gesänge. Lpz. 1771." — Von diesen erschien ein Nachdruck unter dem Titel: „Kleine Gedichte. Erste Sammlung. Lpz. 1775." der auch die „Hymnen" und die „Jägerin" enthält.
3. Die meisten erschienen erst einzeln in Almanachen, besonders in Becker's Almanach, dann gesammelt in den S. W. Bd. II. V. u. VI.

Digitized by Google

Nimm sie hin und spiele, Sohn;
Singe Kuß und Reben:
Schalkhaft lose sei Dein Ton,
Aber keusch und fromm Dein Leben!"

Und er legte seine Hand
Sanft auf meinen Busen,
Und mein hüpfend Herz empfand
Alle Gegenwart der Musen.

Daher besingt er nun auch fleißig Amor und Bacchus und erbittet sich von seinem Mädchen Zärtlichkeit und Küsse. Zwar sind es meist, wie bei Gleim, jene abstrakten Geliebten mit den griechischen Namen Doris, Dorilis, Lalage u. s. w., und jene allgemeinen Gefühle und gezierten Empfindungen, welche in seinen erotischen Gedichten besungen werden; wo er aber wirklich Erlebtes und Empfundenes darstellt, wie in mehreren, wahrscheinlich auf seinen zweiten Bräutigamsstand bezüglichen Gedichten [1]), da spricht aus den Liedern auch concretes Leben und tiefes Gefühl. Alle aber zeichnen sich durch Leichtigkeit der Sprache und Gewandtheit des Reimes, so wie durch eine gewisse Schalkhaftigkeit des Inhalts aus, die einmal dem Liebeslied jener Zeit inwohnen mußte. [2])

Daß es übrigens K. auch an sittlichem Ernst, ja sogar an tief religiösem Gemüth keineswegs fehlte, zeigen die 1774 erschienenen „Hymnen." [3]) Dieselben sind theils in freien Metren mit Reim, theils aber auch in der streng classischen Strophenform und überhaupt im Stile Klopstock's gedichtet und geben ein Zeugniß von der Elasticität seines Geistes, der zu gleicher Zeit in der leichten erotischen Manier Gleim's, in der classisch-religiösen Klopstock's und in der bardisch-epischen Ossian's empfinden und dichten konnte. Gleich in dem ersten „Lied der Weihe" bekennt er, wie einst im Myrtenhain der Lieder das Bild der Ewigkeit ihm vor die Seele getreten und er vor sich selbst erschrocken sei. Da habe er denn die Saiten, welche Thorheit oft entweiht, von seiner Harfe gerissen und reinere darauf gespannt, und bittet nun in frommer Demuth Gott, sich diese neuen Lieder gefallen zu lassen. Manch offenes Geständniß jugendlichen Leichtsinns ringt sich ihm hier aus bewegter Brust („Gott dem Erretter" II. p. 96.), und ein fester Glaube an Gott, in welchem allein „die rechte Stärke" ruhe, spricht sich vielfach in würdiger Form aus. Besonders aber zeigen zwei ganz an Klopstock erinnernde Oden „Am Charfreytage. An Hr. P. A. Stoll." [4]) und „Beim Abendmahl", daß K. auch das specifisch Christliche des Glaubens tief erfaßt und in seiner Wirksamkeit warm empfunden habe.

---

1. Die Frühblumen. (VI. p. 269.)

Ich hab' ein Gärtchen, das rieselnd
Ein silberner Springbrunn erquickt,
Den dankbar im Frühling die Rose,
Im Sommer die Lilie schmückt.

An seinem eisklaren Spiegel
Stand Doris im festigen März;
Die Lilien hatten zum Keimen,
Die Rosen zum Knospen kein Herz.

Doch kaum warf über's Geländer
Mein Mädchen den zaubrischen Blick:
Schnell blühten selbst Rosen im Wasser,
Und Lilien glänzten zurück.

Das offenbare Geheimniß. (p. 279.)

Sonderlich und wunderbar!
Ich verhehlte meine Schmerzen
Tief im liebewunden Herzen,
Länger schon als Tag und Jahr:
Dir nur, Doris, meiner Lieben,
Hab' ich sie bekannt, geschrieben,
Allen andern barg ich sie.
Doch die andern alle wissen's
Du nur, Doris, weißt es nie!

2. Obgleich sie sich nun zum Singen freilich nur theilweis eignen, hatte doch der 60jährige K. noch die Freude, ein „Bräutigams Ständchen" von sich in Becker's Taschenbuch auf 1808 von A. Bergt componirt zu sehen.

3. Hymnen. Lpz. 1774. (anonym.) S. W. II. p. 49—109. — Vgl. auch die Neujahrsbetrachtungen in den verschiedenen Jahrgängen der Lauf. Monatsschrift.

4. Ich wollte schweigen, diesen so traurigen,
Furchtbaren, heilgen, blutigen Tag hindurch:
Ihn wollt' ich feyern, einsam und harfenstill
Mitten in einer Welt voll Tumult.

Digitized by Google

Eine Menge Gelegenheitsgedichte (Bd. V. p. 3—7 .), bei besonderen Veranlassungen an Freunde gerichtet, lassen zwar ebenfalls überall den formgewandten Dichter erkennen; in vielen aber dominirt allerdings die Phrase; sie sind leicht, aber seicht. Einige Gedichte politischen Inhalts aber (z. B. beim Tode Friedrich's II. und beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. und III.) sind ganz in der gespreizten Manier der früheren gelehrten Dichtung gehalten.

Das Beste scheint uns K. als Epigrammatiker und Satiriker geleistet zu haben, und wenn die neuere Kritik über ihn gänzlich den Stab zu brechen liebt, so thut sie ihm, unserer Ansicht nach, mindestens hinsichtlich seiner epigrammatischen Dichtungen entschieden Unrecht. [1]) Das Epigramm entsprach übrigens auch am meisten seinem ganzen Naturell. Hier war seine vorwaltende Verstandesrichtung ganz an ihrem Platz. Er war Lebemann genug, um die Welt und die Menschen zu kennen, Philosoph genug, um ihre Thorheiten richtig zu beurtheilen, und vor Allem witzig genug, um dieselben mit scharfem Spotte zu geißeln. Auch äußerlich schien ihn die Natur zum Satiriker bestimmt zu haben. Die kleine, untersetzte Figur mit der starken Neigung zur schiefen Schulter, das lebendige schalkhafte Auge, und ein scharfer Zug um den Mund ließen in ihm einen beißenden Witz ahnen, der auch in der That bei seiner Umgebung gefürchtet war. — Er hat sehr viele Epigramme geschrieben. Schon in seinem ersten Bändchen Gedichte (1764) waren auch „Sinngedichte" (II. p. 243—304.) enthalten, und noch 1805 gab der 67jährige Mann seine „Letzten Sinngedichte in acht Büchern" [2]), heraus. In einer dieser letzteren Sammlung vorausgeschickten, wohldurchdachten Abhandlung über Begriff und Geschichte des Epigramms definirt er dasselbe als „die dichterische Darstellung eines einzigen Gedankens oder Gegenstandes in zierlich gedrungener Kürze und mit witziger Wendung." (p. 30.) Er gesteht selbst, manche dieser Epigramme nach Marzial, Owen, sowie nach englischen und französischen „Epigrammatisten" bearbeitet zu haben, „jedoch so, daß er auch an ihnen sein wohlerworbenes Eigenthumsrecht behaupten zu können hofft." An Stoff fehlte es ihm übrigens nie. [3]) Man erzählt, daß so oft ihm

Doch von der Wand her tönen die Saiten: Du,
Freund meines Herzens, bringest mit edler Angst
Mir meine Harfe: wehmuthsvoll bricht dein Blick
Mitten aus zweyen frommen Zähren.
Gieb her, Geliebter! Sieh, deine Thräne schlüpft
An ihrem Golde rühmlich hinab und glänzt.
Sie wird einst (trane dieser Versicherung!)
Rühmlicher wird sie dort einst glänzen.
u. s. w. II. p. 77.

1. Gervinus, 1. Aufl. IV. p. 207: „K. ist ein durchaus prosaischer Gelegenheitspoet, an dessen elenden Gedichten und Epigrammen und Lustspielen man leider nur zu deutlich sieht, wie große Armuth sich hinter diesen dithyrambischen Versen versteckt." — Von entgegengesetzten Urtheilen führen wir hier an: (Mauvillon und Unger) „Ueber den Werth einiger deutscher Dichter ꝛc." Frkf. u. Lpz. 1771—72. bei Koberstein II. p. 1450. „Sobald eine pièce fugitive von Engeln, Ebeling, Gerstenberg, Kretschmann, Michaelis erscheint: o so sollten Sie sehen, wie begierig man (in witzigen Gesellschaften) die frischen Bissen verschlingt! Dann schreit man: Wie himmlisch! wie göttlich! welche attische Urbanität! welch ein lydischer, weicher Gesang! Wie schalkhaft! wie fließend! und wie die Modeexclamationen alle heißen." — (Küttner) Charaktere teutscher Dichter und Prosaiker. Berl. 1781. I. Bd. p. 439: „Unter K.'s kleinen lyrischen Gedichten sind einige, die dem Anakreon und Catull abgeborgt zu sein scheinen; so naiv und lieblich und korrekt sind sie. Daß wir diesen edlen teutschen Mann, diesen angenehmen Nationaldichter nicht allgemein nach Würden schätzen, das ist unsere Schuld und unsere Schande." — Brockhaus, Conversl. Lexik. 5. Aufl. 1819. s. v.: „Unter seinen lyr. u. epigr. Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus." — Kurz, Geschichte der deutschen Liter. II. p. 535: „Seine Bardengesänge sind weitaus bedeutender, als seine übrigen Dichtungen, obwohl dieselben keineswegs ohne Werth sind und seine leichten Lieder sowohl, als seine Hymnen manche glückliche Einzelheiten darbieten."
2. Zitt. u. Lpz. bei Schöps. 319 Seiten. Vgl. auch Bd. VI. „Epigr. Nachlese."
3. Der reiche Stoff. (Bd. VII. p. 313.)
„Die Anzahl mehrt sich sehr
In deinen Sinngedichten."
Sind ihrer etwa mehr
Als Narren sind? — Mit nichten!

Digitized by Google

mitten unter seinen Amtsgeschäften auf dem Rathhaus ein witziger Gedanke in den Sinn kam, er denselben sogleich auf einen Zeddel schrieb und zu allgemeiner Erheiterung unter seinen Collegen circuliren ließ. Daß seine Epigramme zumal in der früheren Sammlung sich nach Stoff und Form der Sitte der Zeit anschließen, darf nicht Wunder nehmen. Daher begegnen wir auch in ihnen den fingirten Namen, als üblichen Repräsentanten gewisser, besonders gern gegeißelter Zeitgebrechen: der spröden Dorilis oder Dorinde, der coquetten Lais, der bösen Xantilla, den lüsternen Schlemmern Phax und Thrax, den thörichten Geizhälsen Stax und Max, den alten Gecken Lautin und Lykander, den langweiligen Poeten Lav und Mäv. Ganz besonders gern verfolgt er mit der Lauge seines Witzes die scheinheiligen Geistlichen und die den Frauen gefährlichen Aerzte. Desgleichen sind die hintergangenen Ehemänner ein vielvariirtes Lieblingsthema. Läßt sich auch allerdings nicht läugnen, daß er sich hierbei oft in frivolen Anspielungen gefällt, so gilt von ihm gewiß dasselbe, was Danzel [1]) zunächst von K.'s Freunde Weiße sagt: „Man würde im Irrthum sein, wollte man von diesen Gedichten einen Rückschluß auf die Dichter machen. Die Lüsternheit dieser Dichter ist blos poetische Observanz." Uebrigens finden sich auch viele Sinngedichte ernsten Inhalts. Die meisten dieser Epigramme sind witzig, viele sogar geistreich. Nie aber ist seine Satire persönlich; immer gilt sie nur der Gattung, so daß aus all diesen Gedichten kaum ein einziges herauszufinden ist, das etwa auf bestimmte Personen oder Verhältnisse seiner Vaterstadt gedeutet werden könnte. [2])

Bei weitem weniger geglückt sind K. seine Fabeln. Er ließ, der Richtung der Zeit und dem Beispiel seines Freundes Gleim folgend, deren (1799) nicht weniger als 6 Bücher, jedes zu 30 Stück, als sechsten Band seiner S. W. erscheinen. [3]) In ihnen werden nicht nur alle möglichen Thiere und Pflanzen, sondern auch Metalle, ja Frost und Hitze, Wachskerze und Lampe, Kaffee und Bier zur Vergleichung herbeigezogen, um eine meist hausbackene Moral daraus zu abstrahiren. Sie sind in Prosa geschrieben. Den meisten fehlt sowohl der gemüthliche Scherz der Gellertschen, als auch der treffende Witz und tiefe Gehalt der Lessingschen Fabeln. Jedenfalls gehören sie zu dem Schalsten, was K. geschrieben hat.

---

1. Lessing's Leben und Werke. Lpz. 1850. I. p. 122.

2. Die Muse des Sinngedichts. („Letzte Sinngedichte" p. 176.)

Lasterhafter und Thor! Was schmäht Ihr des Sinngedichts Muse?
Porträtirt sie denn Euch? Ist nicht ihr Machwerk Idee?
Lasterhafter und Thor! Seid ruhig für Eure Persönlein!
Thorheit und Laster allein kennet und züchtiget sie.

Das Gastgebot. (p. 84.)

An Pharens letztem Feste
War Alles traun aufs beste!
Speckfette Gänse drei;
Großmächtge Hasen zwei;
Ein Dutzend stumme Fische;
Und dann ein wildes Schwein. —
„Das gab er Alles?" — Nein!
Die saßen nur bei Tische.

Bitte an die Kantianer. (p. 108.)

Du gabst, erhabne Zunft,
Kritik der reinen Vernunft.
Gieb nun, den Musen zum Glück,
Bald reine Vernunft der Kritik!

Das tägliche Fallen. (p. 270.)

Wohl siebenzigmal an einem einz'gen Tage
Fällt der Gerechteste auf dieser argen Welt.
Nun möcht' ich doch schon wissen, ist die Frage,
Wie oft des Tages die Gerechte fällt?

Hoffnung in Zukunft. (p. 330.)

„Wenn wird die ächte Weisheit einst geboren?"
Die erste Stunde nach dem letzten Thoren!

3. Fabeln, Allegorien u. neuste Gedichte. Lpz. 1799. Vgl. „Apologen" in der Lauf. Monatschr. 1800. II. p. 85.

Digitized by Google

Noch weniger aber sind ihm seine dramatischen Versuche gelungen. „Zwischen dem Barbier bis zum Drama ist freilich ein merklicher Abstand. — Gleichwohl habe ich diesen Schritt ohne alles Bedenken gewagt. Ich folgte dem unwiderstehlichen Drange meines Herzens. Sollte es mich gänzlich irre geführt haben?" Auf diese Frage, welche K. in der Vorrede zu Bd. III. der S. W. selbst aufwirft, glauben wir leider mit: Ja! antworten zu müssen. — Das Interesse an der dramatischen Poesie scheint zeitig in ihm rege geworden zu sein. Fast sein erstes literarisches debut war die Bearbeitung einiger italienischer Lustspiele von Gherardi, Goldoni, Riccobini.[1]) Von letzterem entlehnte er die Idee zu zwei Lustspielen, die in der 1764 erschienenen „Sammlung komischer, lyrischer und epigr. Gedichte" enthalten sind. Das erste heißt „Das Gesetz der Diana" und schildert die Macht des Amor selbst über das spröde Herz der Diana, die, durch den Anblick des schönen Schäfers Endymion zu glühender Liebe entzündet, das von ihr selbst gegebene Gesetz, daß bei Todesstrafe keine ihrer Nymphen ihr Herz der Liebe öffnen dürfe, schnell wieder aufhebt. Es ist ein echtes Schäferspiel in französischem Geschmack mit mythologischen Personen und Chören von Hirten und Nymphen, welche gemeinsam die Macht der Liebe preisen. Noch gehaltloser ist das zweite Lustspiel „Adonis", wo die schöne Luzia von ihrem unglücklichen Glauben an eine Seelenwanderung und von dem Vorsatze, nur einen Mann zu heirathen, in dem sich die Seele des Adonis verkörpert habe, durch eine sehr plumpe List geheilt wird. Mit selbständigen dramatischen Arbeiten trat er, vielleicht angeregt durch die dramatischen Erfolge seines Freundes Weiße, 1786 hervor, wo er vier Stücke: „die Familie Eichenkron, oder Rang und Liebe", „die Belagerung", „den alten, bösen General"[2]), und „Hauskabale oder die Schwiegermutter und Schwiegertochter" (letzteres eine Umarbeitung der famiglia dell' antiquario mit deutschen Namen, Masken und Ort der Handlung), fast sämtlich fünfaktige Lustspiele, sowohl einzeln, wie als Bd. III. u. IV. seiner S. W. erscheinen ließ. Es sind dies, wie schon die Titel erkennen lassen, sämtlich sogenannte Familienstücke in der beliebten Manier der Zeit. Ueberall treffen wir auf eigennützige Väter und eitle Mütter, die ihre Töchter gegen deren Neigung verheirathen wollen, auf höchst respektvolle, still duldende Mädchen und ebenso ehrenwerthe, aber energielose Liebhaber, auf sehr vertraute und sehr naseweise Kammermädchen und derb lustige Bediente; und wenn sich nicht am Ende eine hochgestellte Person glücklicher Weise in's Mittel schlüge, so würde aus den sehr sittsam einander liebenden Leutchen niemals ein Paar. Dieser sehr hausbackene Charakter der K.schen Lustspiele entspricht seiner Definition des Drama, als der „dialogisirten Darstellung einer menschlichen Handlung zur Sittenbesserung abzweckend." Der Plan darin ist nun allerdings einfach, wie der Rezensent in der Allg. deutschen Bibl. (LXXVI. 1. p. 19.) rühmt; aber dafür ist auch die Verwickelung nirgend spannend und die Entwickelung unmotivirt, von einer höheren Hand gewaltsam herbeigeführt. Das Schlimmste aber sind die Charaktere selbst. Fast sämtlich sind dieselben den höheren Kreisen der Gesellschaft entlehnt, und K. kannte weder deren Lebensformen genauer, noch vermochte er sich in deren Anschauungsweise irgend mit Glück hineinzudenken. Nimmt man noch dazu, daß der Dialog, wie selbst der schon erwähnte Rezensent bemerkt, „zuweilen etwas langweilig, an manchen Stellen gekünstelt und unnatürlich" ist, so wird man uns Recht geben, wenn wir K.'s dramatische Sachen für das Schlechteste erklären, was er geschrieben hat, zumal da er es schrieb zu einer Zeit, wo Lessing die Reformation der deutschen Bühne wenigstens seiner Seits bereits vollendet hatte.[3])

1. Vgl. oben p. 4. n. 5. — Die seidnen Schuhe. Lustsp. in 2 Akten. Lpz. 1787. (auch im komischen Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von Dyk. Th. 6. p. 153—228.)

2. Soll auch ins Holländische übersetzt worden sein von Gorrichem. 1801.

3. Von einem nicht im Druck erschienenen Drama „Herkules" hat sich handschriftlich ein Bruchstück erhalten

Digitized by Google

Ein bei weitem günſtigeres Urtheil können wir über K.'s zahlreiche, meiſt in Becker's „Erholungen“ [1]) abgedruckte, zum Theil aber auch in einer beſonderen Sammlung erſchienene „Erzählungen“ [2]) oder Novellen fällen. Die Stoffe dazu ſind den verſchiedenſten Ländern und Zeiten entnommen. Der Verfaſſer verſetzt den Schauplatz bald in den farben- und abenteuerreichen Orient, bald nach Paris mit ſeinem bunten Treiben, bald wieder in die claſſiſchen Zeiten Roms und in die Urzuſtände des deutſchen Volks. Viele tragen geradezu den Charakter des Märchens. Am beſten gelingen K. faſt überall die komiſchen und ſatiriſchen Partien, und manche derartige Schilderungen können für ſehr gelungen gelten. Alle dieſe Novellen aber ſind in der leichten, glatten, heitren Manier geſchrieben, wie die zahlreichen Leſer und Leſerinnen jener Taſchenbücher und Almanache ſie begehrten.

Die wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, mit welchen K. die einzelnen Bände ſeiner S. W. einzuleiten pflegte (über das Barriet, die Dichtkunſt, das Drama, Epigramm) zeigen zwar alle den denkenden Kopf und laſſen eine ziemliche Kenntniß der Geſchichte und Literatur der betreffenden Dichtungsarten erkennen, allein ſie enthalten freilich nichts Neues, ſelbſt nicht für jene Zeit, und auch das Bekannte nicht in präciſer Form. Eine gewiſſe Weitſchweifigkeit, ein häufiges Sichgehenlaſſen beſonders in Polemiſiren gegen die unbefugten Kritiker machen, daß man ihren wiſſenſchaftlichen Werth nur gering anſchlagen kann. Auch die hier und da zerſtreuten juridiſchen Abhandlungen [3]) enthalten zwar manchen zweckmäßigen Wink des erfahrenen Praktikers, aber überall merkt man nicht ſowohl den ruhigen Ernſt des Gelehrten, als die gewandte Feder des Belletriſten, der auch bei dem ernſteſten Gegenſtande ſich einen oft ſeichten Witz nicht verſagen kann. — Auch über bildende Kunſt ſcheint K. mehrfach nachgedacht zu haben. Wenigſtens verbreitet er ſich in einigen Aufſätzen [4]) über Portraitmalerei, über Stoffe zu Chodowiecki'ſchen Kupferſtichen und über ein Schenau'ſches Altargemälde.

Bei K.'s für ſeine Zeit höchſt achtungswerther Kenntniß neuerer Sprachen und ihrer Literaturen iſt ſeine frühzeitige Neigung zum Ueberſetzen leicht erklärlich. Es iſt bereits er-

---

welches den Wahnſinn des Herkules, in welchem er Weib und Kinder tödtet, und die treue Freundſchaft des Theſeus gegen den Unglücklichen darſtellt. Weder die beliebten freien Metren, in denen es geſchrieben iſt, noch die Göttererſcheinungen der Juno auf ihrem Pfauenwagen und der Alektro mit Flammenſprühen und Fackelbrand vermögen dieſer Dichtung ein höheres Intereſſe zu verleihen.

1. Becker's „Erholungen“ 1796. Mariane Roſenfeld, eine proſ. Erzählung. — Modebilder. — Der Unzufriedene. — 1797. Der Heckthaler. — Die Sachſin und Graubündtnerin. — 1798. Die Vergütungen der Liebe. — Prinz Milchbart und Prinzeſſin Schnurbärtchen. — Kurt Reinick Schnerbe's Kataſtrophen. — Scarron am Fenſter. — 1799. Scarron abermals am Fenſter. — 1801. Das Zeitungsblatt. — Das Gottesurtheil, eine Sage der Vorzeit. — 1805. Alte u. neue Zeit. — 1806. Der Kaliph u. der Schneider. — 1807. Der Prophet, eine afrikaniſche Novelle. — 1809. Kleinfriedel, eine Sage deutſchen Uralterthums. — Vgl. Türkiſche Briefe in Canzler's und Meisner's Quartalſchrift 1784.
2. Kleine Romane und Erzählungen von K. 1. Bd. Lpz. 1799. (es erſchien kein zweiter) enthält: Der Kriegsgefangene, eine Geſchichte in Briefen. — Veit Hammemann, ein Schwank. — S. W. V. p. 229. Hochmuth und Stolz.
3. Themis und Komus, oder Juriſten- u. Advokatenkalender für das Jahr 1790. Lpz. — 1794 mit neuem Titel erſchienen: Themis und Komus, oder juriſtiſche Frucht- und Blumenleſe, von einem Barden. Darin z. B. Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun. — Miscellaneen juridiſchen Gepräges, in Meisner's „Apollo“ 1793. Hft. 7. — Ueber teutſche Gerechtigkeitspflege, in Lauſ. Monatſchrift 1796. I. p. 76. — Zufällige Gedanken über den Eid. Etd. 1801. I. p. 113. — Vgl. K.'s Ueberſetzung von des däniſchen Appell.-Raths „Willebrands Inbegriff der Polizey. Aus dem Franzöſ. mit Anmerkungen.“ Zitt. 1769.
4. S. W. V. p. 363. Apophtegmen an einen jungen Portraitmaler. — p. 381. Ueber Sterne und Chodowiecki. Ein Vorſchlag. 1778. — Lauſ. Monatſchrift 1794. II. p. 208. u. 264. Ueber Hrn. Prof. Schenau's Auferſtehungsgemählde in der Kirche zu Großſchönau. Vgl. Charakteriſtik des Schauſpielers Goldoni, in den „Ephemeriden der Teutſchen.“ 1787. p. 92—102.

Digitized by Google

wähnt worden, wie seine ersten schriftstellerischen Versuche Uebersetzungen von Gresset's Gedicht an die Muse und von Lustspielen der Italiener Gherardi, Goldoni und Riccobini waren. Auch bei Gelegenheit seiner Epigramme ist gesagt worden, daß er viele derselben aus dem Französischen und Englischen übersetzt oder vielmehr umgearbeitet habe. Später (1790) veröffentlichte er eine Uebersetzung von Voltaire's Candide, die er „Offenherz oder die beste Welt" betitelte.[1]) In der Vorrede dazu (sowie in der zu dem sogleich zu erwähnenden Florus) spricht er sich über die Wichtigkeit und die Aufgabe von derartigen Uebersetzungen aus, die er „unter die wichtigsten Arbeiten rechnet, die man jemals zur Bereicherung der einheimischen Literatur" unternehmen mag. „Nicht eine schulgerechte Uebersetzung will er geben, sondern eine Arbeit, die ein Geist von ähnlicher Kraft an eine vollkommene Darstellung eines Meisterwerks in unserer Sprache verwendet." Wie Ebert und Wieland will er daher „ein Originalwerk nach seinem ganzen Umfang und Inhalt, allen seinen Einzelheiten, seinem eigenthümlichen Geist und Wesen, den Zeit- und Landesgenossen darstellen." Und so ist es daher hier seine Absicht, „den metaphysischen Strohkopf Candide", der in der Uebersetzung von Mylius zu viel Fremdartiges angenommen habe, „in seiner ursprünglichen Nacktheit wiederherzustellen." — Später wendete er sich mit besonderer Vorliebe den römischen Classikern zu. Daß er in Folge seiner Bardendichtungen die Germania des Tacitus übersetzt und mit Anmerkungen begleitet habe (1779), ist bereits angeführt worden. 1785 gab er eine Uebersetzung des Florus[2]) heraus, der ein Verzeichniß der sämtlichen Ausgaben dieses Schriftstellers beigefügt ist, wobei ihm der churfürstl. sächs. Bibliothekar Canzler behülflich gewesen war. Trotz des in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatzes, daß man nicht Wort für Wort übersetzen dürfe, merkt man der Uebersetzung dennoch die Construktionen des Urtexts gar sehr an, wie auch der Rezensent in der Allg. deutschen Bibliothek (LXV. p. 535.) rügt. — Auch mit seltener gelesenen lateinischen Dichtern versuchte er das größere Publikum durch Uebersetzungen bekannt zu machen. So veröffentlichte er in Meisner's „Apollo" (1797. Hft. 10. p. 151.) „Capua's Abfall und Strafe; nach dem Lateinischen des Silius Italicus erzählt." — Ein eigenthümliches Unternehmen aber war es, unter der Form eines Briefwechsels mit einer Freundin auserlesene Stellen aus „seinen geliebten alten Römern" zu übersetzen und ästhetisch-kritisch zu commentiren. Er wählte hierzu zunächst den Claudian[3]) und giebt nach einer Einleitung über dessen Leben die Uebersetzung der beiden Bücher in Rufinum und Stücke aus dem bellum Geticum, theils in Hexametern, die freilich viel Trochäen enthalten, theils in Prosa, da er selbst bemerkte, die deutsche Sprache eigne sich nicht gut für den Hexameter. Zum Schlusse stellt er dem ebenfalls übersetzten Raube der Proserpina von Claudian zur Vergleichung die Behandlung desselben Stoffes von Ovid (Metam. V.) gegenüber. Auch hier müssen wir das Urtheil des Rezensenten (in der Neuen Allg. deutschen Bibl. XXXIX. II. p. 356.) unterschreiben, daß das Unternehmen ein verfehltes zu nennen sei, da diese Behandlung römischer Schriftsteller für Damen zu weitschweifig und für die Wissenschaft zu flach sei. Ein zweiter Theil des, wie es scheint, auf mehrere Bände angelegten Werkes ist daher auch nicht erschienen.

Indem wir hiermit die literarische Thätigkeit K.'s erschöpft zu haben glauben, drängt es uns, zum Schluß noch ein Endurtheil über ihn zu fällen. Uns erscheint K. als ein mit vielseitigen Kenntnissen und unermüdlicher Strebsamkeit ausgerüstetes dichterisches Talent, das in

1. Im 2. Bde. von: „Kleine Natur- u. Sitten Gemälde." [herausgeg. von Schorcht.] Zitt. 1790 u. 91.
2. Lucius Annäus Florus, übers. von K. Lpz. 1785. Zum Theil schon früher veröffentlicht in Canzler's und Meisner's Quartalschrift 1783. St. 4.
3. Literarischer Briefwechsel an eine Freundin. Claudian. 1. Th. Zitt. Lpz. 1797.

Digitized by Google

seinen Bardenliedern seine originellsten, wenn auch vielfach verfehlten Schöpfungen zu Tage förderte und in denselben zugleich eine schöne nationale Gesinnung an den Tag legte. Die Last prosaischer Amtsgeschäfte raubte ihm die Muße, seine Abgeschiedenheit von jedem anregenden und bildenden Freundesverkehr die Gelegenheit, Vollendeteres zu leisten, während der durch jene Jugendpoesien erworbene Beifall ihn verleitete, sich in allen möglichen Gattungen der Poesie zu versuchen. Das Beste von ihm sind seine Epigramme und Anakreontischen Gedichte, das Unbedeutendste seine dramatischen Arbeiten; seine Novellen zeigen den Stil des gewandten, pikanten Belletristen, zu dem seine große Produktivität ihn zuletzt machte.

Gedruckt bei J. G. Seyfert.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

6Nov
6Nov'56ND
REC'D LD
OCT 24 1956

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google